Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

39. Jahrgang.

1906 Berlin-Bremen, den 22. August. **Nr. 34**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Das Verhältnis zu Gott. Von Max Friz. — Alkoholismus und Verbrechen. III. Von Baars. — Aussicht auf konfessionellen Frieden? Von G. Fittbogen. — Der Herzensschlüssel. I. Von Emmy Homann. — Vom Büchertisch. — Anzeigen.

Das Verhältnis zu Gott.

Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde
Ganz wie er möchte sein?
In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen: nein!

So kann ich niemand's heißen auf der Erde,
Und niemand wäre mein? — —
Aus Finsternissen hell in mir aufzuckt ein Freudenschein:

Sollt' ich mit Gott nicht können sein
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein,
Mich wundert, daß es mir ein Wunder wollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde! Mörike.

Hat das Individuum einen besonderen Platz in der Religion? Kann der Einzelne zu Gott in persönliche Beziehung treten?

So zu fragen ist nicht überflüssig, weil nicht jede Art von Religion hierauf die gleiche Antwort gibt, und weil selbst die, welche meinen, Jünger eines Meisters zu sein, darüber verschieden denken. Daß der einzelne Mensch, der eine unter Millionen, irgendwie zu Gott in einer besonderen, persönlichen Beziehung soll stehen können, daß er für Gott einen besonderen, persönlichen, persönlich gekannten und gepflegten Wert soll darstellen können, das scheint etwas Paradoxes, etwas Widersinniges.

„Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?"

Darin liegt neben anderem doch wohl auch der Gedanke: Mensch und Gott sind zwei Größen, die nicht in direkte Beziehung treten können. Die Distanz ist zu groß, das Wesen des Menschen und das der Gottheit zu verschieden, das Rätsel zu geheimnisvoll, als daß ich zu diesem Rätsel seinen Namen sagen dürfte. Daher ist Religion mit wenigen Ausnahmen immer in der Menschheit etwas gewesen, was dieser Entfernung zwischen Gott und Mensch Ausdruck verliehen hat. Und in diese weite Entfernung zwischen Gott und Mensch werden noch andere Dinge eingeschoben, damit des Gottes Heiligkeit und Höhe noch heiliger und höher werde: Die Opfer und die Massengebete, die Priester und die Pfarrer, die Kirchen und Altäre, die Heiligen und Christus.

Das ist an sich nicht falsch, sondern das Natürliche; denn: „Wer darf ihn nennen? und wer bekennen: ich glaub' ihn?"

Solche Religion übten die Juden: Ein frommes Volk, das sich beugte unter den Ewigen; aber Gott wohnte auf dem Sinai und im Allerheiligsten, und in seiner Nähe standen Engel, die riefen: „Heilig heilig, heilig ist der Herr Zebaoth!" Und wenn der Jude an ihn dachte, den Heiligen seines Volkes, dann scheute er sich den Namen zu nennen. Auch die, welche voranschritten im Werdegang der israelitischen Religion, die wir Propheten heißen, die Pioniere, die Schauenden, auch für sie war die Formel der Religion: Gott und Volk; Gott und Menschheit; Gott der Schöpfer der Natur, der Herr der Völker, der Lenker der Weltgeschicke. — Die Formel: „Gott und die Menschenseele" war ihnen unbekannt, oder nur in ahnenden Augenblicken war sie ihnen der Schlüssel der ewigen Dinge.

Wenn in dieser heiligen Religion die Seele des Individuums nicht das Zentrum des religiösen Gedankens gewesen ist, dürfen wir es noch weniger erwarten bei den Zeitgenossen dieses Volkes, den Griechen und Römern. Sie waren das Volk der Kunst und das Volk des Staates! In der Kunst wie im Staate verschwindet die Seele des Individuums. In der Kunst versinkt sie in dem Gefühl der Schönheit, im Anschauen des Unendlichen und Unaussprechlichen; im Staat verschwindet sie hinter den Massen und hinter dem Interesse des Staatswohles. So ist auch bei Griechen und Römern die Religion nicht ein Verkehr mit Gott gewesen, nicht eine Teilnahme des einzelnen Menschen am sittlichen Leben des Unendlichen, sondern eine heilige Veranstaltung und Lebenseinrichtung, bei der das Geheimnis des Unendlichen gefeiert wurde, aber dieses Unendliche selbst in unerreichbarer Höhe schwebte, oder aber herabstieg, um nicht mehr das Unendliche zu sein, sondern phantasievolles Menschenbild. Die Athener bauten einen Altar dem unbekannten Gott. Denn: „Wer darf ihn nennen?" — Das ist Religion zu allen Zeiten gewesen: ein Dienst dem unbekannten Gott. Auch die christliche Religion ist es bald geworden und seither immer nur mit wenigen Ausnahmen geblieben. Das, was wir die natürliche Religion nennen, der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, auch das ist ein Dienst des unbekannten Gottes; ihm wird gedient durch die Anerkennung, daß er ist, und durch das Tun nach dem Gewissen. Und die Religion der Künstler und des Pantheismus und die Erbauung in der Natur! Ein Dienst dem unbekannten Gott, eine Andacht, wo die Seele im Unendlichen versinkt, wo die Stimme des Einzelnen verstummt und nur des Ewigen Rauschen über dem Andächtigen dahingeht: Der unbekannte Gott! Diese Religion hat Schönheit und Größe. Das Kleine, Einzelne verschwindet, der Einzelne mit seinen Sorgen, Sünden, Aufgaben wird stille vor dem Geheimnis der unsichtbaren Welt. Sie wird

nie verschwinden, die Religion der Weltanschauung, die Religion des Kultus und der Kunst. Aber über ihr steht geschrieben: „Dem unbekannten Gott". Der ethische Idealist kennt ihn nicht, der katholische Kirchengläubige kennt ihn nicht und der Künstler darf seinen Namen nicht nennen. — Aber in der Seele bleibt die Sehnsucht, ihn doch nennen zu dürfen; im innersten Heiligtum steht ein Altar, worauf auch die Inschrift steht „dem unbekannten Gott", aber geschrieben in Sehnsucht.

Solcher Wunsch, Gott persönlich kennen lernen zu dürfen, kann freilich nur in dem Menschen entstehen, welcher die Grenze menschlicher Bekanntschaft mit Schmerz entdeckt und erlebt hat. Das bezieht sich nicht auf die Selbst-Genügsamen, welche keiner Freundschaft bedürfen und die Menschen nur als Mittel für ihre Zwecke benützen, auch nicht auf die Menschenverächter, welche durch alles, was Freundschaft und Glaube an Menschen heißt, einen Strich gemacht haben; denn wer meint, keine menschliche Freundschaft nötig zu haben, der wird auch Gott nicht kennen lernen. Vielmehr wenn wir sagen, „die Sehnsucht nach persönlicher Teilnahme am Leben Gottes entsteht nur in denen, welche die Grenze und Schranke menschlicher Bekanntschaft erfahren haben", so meinen wir damit die Edlen und Tiefschauenden unter den Menschen, die, welche ihre Hand ausstrecken nach verwandten Freundeshänden, und welchen es aufgegangen ist, was Großes es ist, Freunde zu haben und in das Geheimnis einer menschlichen Seele zu schauen. Aber eben der Menschenliebende und Freundschaftsuchende, wenn er das Leben tief schaut, kommt an einen Punkt, wo er die Tragik menschlicher Freundschaft erlebt, wo er die angstvolle Frage tun muß: „Kann auch ein Mensch des andern auf der Erde ganz wie er möchte sein?" und die bittere Antwort geben muß: „In langer Nacht bedacht' ich mir's und mußte sagen: nein!" — Wenn Menschen zu zweien wandern, ohne daß diese Tragik ihnen aufgeht, so ist ihre Seele eben der tiefsten Lebenserkenntnis nicht fähig. Freilich den wenigsten geht sie klar auf. Selbst geistig hochstehende Menschen sagen, es sei das Höchste, wenn zwei Menschen völlig eins geworden seien und keinen Schmerz der Zweiheit in ihrem Bund erleben. Daher kommt es auch, daß der Zweibund im besonderen Sinne, die Ehe, gerade in den Fällen, wo die beglückendste Einheit und ein ungetrübtes Befriedigtsein erlebt wird, gerade da so oft nicht das gottgesetzte Ideal der Ehe erreicht: die vollendete Bildung selbständiger Charaktere. Dieses Ideal wird nur da erreicht, wo die Tragik der Freundschaft erlebt wird, die Zweiheit in der Einheit, die Sehnsucht nach einem persönlichsten Verhältnis, wie es unter Menschen nicht möglich ist: „In langer Nacht bedacht ich mir's und mußte sagen: nein." Die menschliche Seele ist nicht bloß auf Gemeinschaft und Freundschaft angelegt, sondern auch auf Einsamkeit. Sie hat Höhen und Tiefen, sie hat Sorgen und Rätsel und Geheimnisse, in die ein anderer Mensch, sogar der Lebensfreund, nicht vordringen kann, auch wenn beide es wünschen; und die Pflichten und Fehler des Menschen sind so individuell, daß ihre Erkenntnis und Bewältigung zu einem großen Teil Sache der Einsamkeit ist, nicht Sache der Freundschaft. Diese Einsicht ist der Masse der Menschen verschlossen; sie würden oberflächlich, gleichgültig und haltlos, wenn ihnen der Wahn genommen würde, daß Menschen einander genügen können. Aber wem diese Tragik menschlicher Bekanntschaft, menschlichen Sichkennens und Sichliebens in ihrem Schmerz aufgeht, dem eröffnet sich damit die Möglichkeit eines großen und tiefen Lebens. Er streckt die Hand aus nach Gott, nach dem unbekannten Gott. Erst wenn der Mensch in diese Situation gelangt ist, kann für ihn das wichtig werden, was Jesus den Menschen zugänglich zu machen suchte. Was keine Religion vor und nach ihm errungen und ausgestaltet hat, was auch das spätere Christentum wieder vergessen und halb zerstört hat, das findet sich bei diesem Einzigen unter allen Frommen in Wahrheit und Kraft: der persönliche Verkehr mit Gott, die Freundesbeziehung zum himmlischen Vater. Es hat also einen ganz besonderen Sinn, daß in seiner Religion der Vatername im Mittelpunkt steht, daß er sich den Sohn Gottes genannt hat und die, welche ihm nachfolgen, die Söhne Gottes. Hier ist ein Verhältnis eröffnet, das über die Tragik eines edlen, menschlichen Lebens hinüberführt, hier ist ein Bund geschlossen, dessen Einheit und Liebeskraft standhält gegenüber allem Zerreißenden und Betrübenden, was das Erdenschicksal bringt; denn das ist keine mystische Verbindung des Endlichen mit dem Unendlichen, wie die Kunst, wie so manche Philosophie, oder wie die buddhistische Religion sie anbietet; eine solche Verbindung hält nicht stand gegenüber den Anforderungen des Tages, sie ist ein Rückzug aus der Welt, eine Flucht in einen stillen Winkel, wo die Wellen des stürmischen Meeres nicht anschlagen; und muß das Schiff nun doch hinaus auf die offene See, so wird es verschlungen. Anders der persönliche Bund mit Gott: er ist eine Teilnahme an dem sittlichen Leben Gottes und daher eine unendliche Bereicherung mit sittlicher Kraft. — Eine solche Teilnahme eines einzelnen Menschen am Leben dessen, den kein Verstand ausdenken und das tiefste Gefühl nicht ergründen kann, ist ja menschlich betrachtet ein Unding, eine Inkongruenz der Vernunft; Gott und Mensch sind zwei inkommensurable Größen, die nicht in direkte, persönliche Beziehung, in Freundschaft zu einander treten können. Aber es zeigt sich hier wieder, wie die Maßstäbe des Verstandes nicht mehr ausreichen, wo es sich um die tiefen Erscheinungen persönlichen Lebens in der Religion handelt. „Nur ein Wunder kann dich tragen in das schöne Wunderland." — Dagegen könnte man vom sittlichen Standpunkt aus einen Einwand gegen die Möglichkeit eines solchen individuellen Verhältnisses zu Gott machen: wahrhaft individuelle Beziehungen sind doch nur möglich, wenn der sittliche Unterschied nicht zu groß ist; andernfalls entstehen unpersönliche Beziehungen, wie die Beziehung zum Sittengesetz, zur Weltvernunft. Aber hier tritt etwas ein, was doch auch bei menschlich-individuellem Verkehr im Kleinen vorkommt. Die persönliche Beziehung Gottes zum Menschen wird dadurch möglich, daß Gott nicht sieht, was wir sind, sondern was wir sein können und werden sollen. Er sieht mit seiner unendlichen Liebe in uns das Bild der Vollendung, er nimmt uns den Namen unseres gegenwärtigen Zustandes, den bösen Namen „Aridaios" und gibt uns den Namen unseres Ideals, „Thespesios",*) „den Namen, der so rein und göttlich klingt". Er läßt hinter uns den staubigen und sündenreichen Weg verschwinden, er legt vor uns die Wälle nieder, die unser Charakter und unser Schicksal vor uns aufgerichtet haben, daß wir mit brennenden Augen und jauchzender Seele einen Blick tun in das Land der Verheißung und Vollendung. Das ist der tiefste Segen der persönlichen Verbindung mit Gott: sie eröffnet eine Zukunft von unaussprechlicher Größe und Kraft, sie zeigt in der Ferne Sieg um Sieg und den Kranz der Ehre; und über das ganze Leben des Tages, über Enttäuschungen und Seligkeiten, über Berufsarbeit und Lebenssorgen, über Anfechtungen und Rätsel breitet dieses Gottesverhältnis den großen Frieden der väterlichen Fürsorge aus, die Gewißheit, daß wir in Gottes Hand sind. Wer in dem Bewußtsein, Gottes persönliches Kind zu sein, sein Leben anschauen und leben darf, der darf es täglich aufs neue spüren, wie er geborgen ist in seligem Frieden, wie die Liebe Gottes ihn hinaushebt und hinüberträgt über die Abgründe des menschlichen Daseins. „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler." — —

Wir sagten oben, daß in menschlichen Verhältnissen das völlige, ungestörte Einssein und das völlige Ineinanderaufgehen meist erkauft werden müsse mit einer krüppelhaften Charakterentwicklung. Derselbe Vorwurf ist nun auch gegen die christliche Religion erhoben worden, äußerlich angesehen mit Recht: denn wer das Verhältnis zu Gott eingeht, in dem Jesus gestanden hat, der begibt sich damit der eigenen

*) Vgl. das Gedicht von C. F. Meyer „Thespesios".

Verfügung über sich, über sein Leben und seinen Willen. Er tritt unter das Kommando eines Höheren. Das scheint die Beraubung der Freiheit, die Abschneidung aller individuellen und selbständigen Charakterentwicklung zu bedeuten und den Eintritt in ein Knechts- oder, wie die Gegner sagen, in ein Sklavenverhältnis. Aber diese Meinung ist deswegen falsch, weil die Art des erziehenden und gebenden und befehlenden Verkehrs von Gott zu Mensch nach den innersten Richtlinien unserer Eigenart vor sich geht und gerade die reine und plastische Herausbildung dieser Eigenart im Auge hat. Die Tatsachen beweisen, daß die Gegner unrecht haben. In jenem individuellen Verkehr mit Gott, in jenem Zusammenleben des einzelnen Frommen mit dem Vater im Himmel werden die originalsten und ausgeprägtesten Charaktere hervorgebracht; und die wunderbare Vereinigung von unbegrenzter persönlicher Freiheit und unbedingter Beugung unter ein Kommando gehört zu den unerklärlichen Schönheiten religiöser Charakterbildung. Vielleicht haben wir selbst, wenn wir begonnen haben mit Gott in einen Verkehr zu treten, es schon gesehen, wie durch diesen Verkehr Gaben unserer sittlichen Natur aufgedeckt wurden, die bisher uns selbst unbekannt waren, Kräfte entbunden, die in unlösliche Fesseln gelegt waren, Ziele gesteckt, die in ihrer Höhe uns früher als Phantome erschienen wären; wir sehen, wie der göttliche Meister Härten und Kanten mit seiner Hand wegmeißelt, die sittliche Selbstanstrengung nicht weggebracht hatte; und dieser Meister bringt es fertig, daß selbst aus hartem und ungefügem Stein Bilder von edler und wunderbarer Seelenschönheit erstehen. War nicht er, der Edle aus Nazareth, selbst solch ein Bild? Das schönste, das wir kennen, von des göttlichen Meisters Hand gebildet in heiliger, stiller Werkstatt. Und in dieser einsamen Werkstatt reiht sich Bild an Bild im Lauf der Jahrhunderte, jedes mit eigener Größe und Reinheit, eine Schar von göttlichen Charaktergestalten. In ihrer aller Leben finden wir Einen Grundzug, die Demut, die Hingabe des eigenen Willens an den Willen Gottes. Das ist die Voraussetzung für den persönlichen Verkehr mit Gott: er muß einen **unbedingten** Charakter tragen, also Aufgebung der individuellen Freiheit sein, der Freiheit im gewöhnlichen Sinne. Aber diese Selbsthingabe birgt in sich das Recht einer Teilnahme am Gottesleben, deren Segensfülle unerschöpflich ist und deren sittliche Hoheit sich wie Himmelsfrieden über die Seele ausbreitet.

In diesem Verkehr mit Gott wachsen auch erst die Kräfte zum wahren Verkehr mit den Menschen. Wer nicht dazu kommt, sich zum Ewigen persönlich zu erheben, für den wird der menschliche Verkehr eine Ursache der Oberflächlichkeit und der Charakterverkrüppelung, oder aber er wird für ihn zu einer beständigen Quelle tragischer Enttäuschungen und inneren Unglücks. — Uber beides ist der hinausgehoben, der den Aufstieg zu Gottes Thron hat wagen dürfen. Er darf herabsteigen in die Reihen der Menschen mit einer neuen Liebe im Herzen, welche die Tragik überwunden hat, weil sie die höhere Einheit gefunden. In dieser Stimmung der Unabhängigkeit von der Welt und der persönlichen Geborgenheit in Gott ersteht erst die wahre, tiefe Freundschaft auf Erden. Wo diese Himmelsweihe sich ausbreitet über dem Verkehr von Mensch zu Mensch, über einem Freundesbund, da wird das Wort des Mannes wahr, der einsam gewesen ist wie wenige und doch ein großes Vorbild der Freundschaft, sein Wort: „Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

Max Friz.

Alkoholismus und Verbrechen.

III.

Hoppe hat noch drei weitere Abschnitte in seinem Buche, welche den Zusammenhang zwischen Alkoholkonsum und Kriminalität in grelle Beleuchtung versetzen. Nur ganz kurz kann auf den Inhalt hingewiesen werden. Die Untersuchung über „Geographische Verbreitung der Kriminalität und Alkohol" ergibt wieder den unleugbaren Zusammenhang beider. Die stärkste Kriminalität haben mit über 1700 auf 100 000 Strafmündige im Osten die Regierungsbezirke Oppeln (2017) und Bromberg, im Norden die Hafenstädte Bremen und Hamburg, im Süden die bayerischen Bezirke Oberbayern und Pfalz, sowie der badische Kreis Mannheim, welcher mit 2125 obenan steht. Es sind dies die Zentren des Branntweinalkoholismus (Oppeln, Bromberg, Bremen und Hamburg), des Bieralkoholismus (Oberbayern) und des Weinalkoholismus (Pfalz), während in Mannheim dem Alkohol in allen Formen aufs reichlichste zugesprochen wird. — Man beachte hier übrigens auch, daß es keinen Unterschied macht, ob man Alkohol in Gestalt von Schnaps, Bier oder Wein zu sich nimmt. Das Weinland, die Pfalz, steht sogar in bezug auf die für die Alkoholdelikte so charakteristischen Verbrechen der schweren Körperverletzung obenan. (481 gegen 400 (Niederbayern) und 344 (Bromberg) auf 100 000 Strafmündige. — In dem Kapitel „Alkoholische Geistesstörungen und Verbrechen" werden eine Reihe von Geisteskrankheiten erwähnt, welche den chronischen Alkoholismus zur Ursache und sehr häufig Verbrechen zur Folge haben. Neben dem Säuferwahn (Delirium), dem halluzinatorischen Wahnsinn, der häufig zu Selbstanzeigen führt, der Melancholie, der Alkoholepilepsie, die schwere Gewalttaten zur Folge hat, dem Eifersuchtswahn, der ganz besonders bei Alkoholikern sich zeigt, wird besonders die Alkoholintoleranz erwähnt, d. h. ein Zustand, bei dem schon geringe Mengen Alkohols genügen, um schwere Trunkenheit hervorzurufen. Es ist von Bedeutung, daß unter den Alkoholisten der Irrenanstalten die Zahl der Kriminellen sehr groß ist und daß sich ebenso unter den irren Verbrechern besonders viel Trinker befinden.

Ganz besonders beachtenswert sind die Ausführungen „über die forensische Beurteilung und Behandlung der von Trunkenen und von Trinkern begangenen Delikte". Bekanntlich ist man über die Beurteilung des gewöhnlichen Rausches ebenso sehr verschiedener Meinung, wie man darüber einig ist, daß ausgesprochen alkoholische Geistesstörungen und die Dipsomanie (Quartalsauferei) als Geisteskrankheiten aufzufassen sind, welche die Zurechnungsfähigkeit ausschließen. In Deutschland wird die Trunkenheit, wie in allen Ländern, in denen sie nicht ausdrücklich als Milderungsgrund genannt wird, nach allgemeinen Grundsätzen behandelt, d. h. sinnlose Trunkenheit wird nach § 51 des Reichsstrafgesetzbuches zu den Zuständen der Bewußtlosigkeit gerechnet, durch welche die Zurechnungsfähigkeit aufgehoben wird, während sonst ein Rausch als strafmildernd gelten **kann**. Nach dem Militärstrafgesetzbuch bildet dagegen die „selbstverschuldete" Trunkenheit keinen Strafmilderungsgrund.

Welches ist nun die rationelle, auf heutiger wissenschaftlicher Erkenntnis beruhende Würdigung der Trunkenheit bei Straftaten? Die Antwort, die Hoppe gibt, stimmt ebenso sehr mit der von den Abstinenten gegebenen überein, wie sie von der üblichen abweicht: Unter den jetzigen Verhältnissen ist es geradezu unabwendbar, daß unzählige Individuen dem Trunke verfallen, ohne daß sie eine größere Schuld trifft, als sie der übrigen Gesellschaft zur Last gelegt werden kann. Unter der Herrschaft der bestehenden und durch lange Überlieferung geheiligten Trinksitten ist es unvermeidlich, daß sich tagtäglich zahllose Menschen einen Rausch antrinken, der ihre Überlegung lähmt, die Erregbarkeit steigert, die Hemmungen hinweggräumt und so häufig genug zu Verbrechen führt. **Kein Mensch ist sicher, ob er nicht im Rausch einmal ein Verbrechen begeht, dessen er im nüchternen Zustande nie fähig gewesen wäre.** Die bekannten Einwände gegen diese Behauptung finden bei Hoppe ihre klare Widerlegung und die heutige forensische Behandlung der Trunkenen und Trinker scharfe Kritik. Als praktischer Vorschlag ergibt sich etwa: Wer in einem nachweislichen Rauschzustande eine Straftat verübt hat, wird im allgemeinen, besonders wenn es sich um eine bisher unbestrafte

Person handelt und nach Lage der Umstände anzunehmen ist, daß die Trunkenheit bestimmend auf das Handeln des Täters eingewirkt hat und daß er im nüchternen Zustande die Tat nicht begangen hätte, auf Grund des § 51 R.-St.-G.-B., eventuell nach Anhören eines Sachverständigen, wegen Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der Tat freigesprochen resp. die Bestrafung wird ausgesetzt (bedingte Verurteilung) mit der Maßgabe, daß er von nun an alkoholische Getränke zu vermeiden eventl. sich auch einer Enthaltsamkeitsvereinigung anzuschließen habe; er habe aber, sobald ein Rückfall in die Trinksitten gerichtskundig werde, speziell bei Begehung eines weiteren Rauschdeliktes, die Vollziehung der Strafe für jenes Delikt zu gewärtigen. Bei wiederholten Straftaten in angetrunkenem Zustande muß der Richter befugt sein, unter Umständen neben der Bestrafung die zwangsweise Unterbringung des Täters in einer Trinkerheilanstalt zu beschließen, wo dieser zur Enthaltsamkeit zu erziehen und so lange zu behandeln ist, bis dieser Zweck erreicht scheint, wozu erfahrungsgemäß 1—2 Jahre erforderlich sind. — Die Bestrafung der gewohnheitsmäßigen Trinker ist ganz zwecklos. Die Gesellschaft hat aber das Recht und die Pflicht, sich vor so gemeingefährlichen Individuen, wie es die Trinker sind, durch zeitweilige oder dauernde Unterbringung in Trinkerasyle zu schützen. Derartige Bestimmungen sind nötig und daher zu schaffen.

Wir wissen nun aber, daß wir davon noch recht weit entfernt sind, daß ein tieferes Verständnis für die Alkoholfrage erst langsam sich anbahnt. Es ist deshalb nach den überaus eingehenden Darlegungen Hoppes von großem Wert, daß er in einem Schlußabschnitte seines Buches noch über die Bekämpfung der durch Alkohol hervorgerufenen Kriminalität Ernstes sagt. Bei dem geringen Ansatze, daß auch nur der dritte Teil aller Delikte durch Trunkene oder Trinker verübt wird, fallen doch unter 516 000 im Jahre 1904 in Deutschland wegen Vergehen oder Verbrechen gegen die Reichsgesetze Verurteilten 172 000 dem Alkohol zur Last. Dazu kommen, ebenso gering nur 10 % gerechnet, unter den übrigen 344 000 noch 34 000 Trinkerkinder. Somit erhalten wir die entsetzliche Zahl von 200 000. Nehmen wir die Delikte der Angehörigen von Trinkern, sowie die mit der Alkoholproduktion und dem Alkoholvertrieb in Beziehung stehenden Delikte hinzu, so ist es das Gegenteil von Übertreibung, wenn wir sagen, daß jährlich 250 000 Deutsche durch den Alkohol vor den Strafrichter kommen. Und nun bedenke man die Menge von Not, Sorge und Elend, die das bedeutet, sowie die direkte wie indirekte Schädigung des Nationalvermögens. Ist es wirklich Übertreibung, wenn wir behaupten, daß mindestens die Hälfte der Strafanstalten geschlossen werden könnten, wenn es keinen Alkohol gäbe? Es gibt nur ein Mittel, dieser furchtbaren Geißel, dieser namenlosen Volksgefahr wirksam zu begegnen: die Bekämpfung und Zurückdrängung des Alkoholismus. Und dieser Gefahr, diesem Feinde gegenüber ist die schärfste Waffe die wirksamste. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Frage: Mäßigkeit oder Abstinenz zu entscheiden. Wie sie in Zukunft entschieden werden wird, ist mir nicht zweifelhaft. Starke Besteuerung der alkoholischen Getränke ist schon deshalb kein zweckmäßiges Mittel, weil der Staat dann ein größeres Interesse an der Erhaltung und Ausbreitung des Alkoholismus hat. Er hindert dadurch geradezu eine ernste und zielbewußte Bekämpfung und befindet sich stets in einer Zwitterstellung. Auch die Entmündigung der Trinker hat sich als wirksames Mittel nicht bewährt. Das Ziel kann nur durch eine unabhängig von der Entmündigung den Trinkern zu teil werdende Heilfürsorge erreicht werden. Weiter muß eine Reform unserer Strafanstalten eintreten. Nicht nur müssen — was noch nicht überall der Fall ist — sämtliche alkoholischen Getränke aus ihnen verschwinden, sondern sämtliche Gefängnisbeamte müssen mit dem Beispiel völliger Enthaltung vorangehen, ebenso wie in Trinkeranstalten, Irren- und Krankenhäusern Leiter und Personal abstinent sein müßten. Die entlassenen Alkoholiker müßten in Trinkerheilanstalten überführt oder Enthaltsamkeitsvereinen zugeführt werden. Im letzten Grunde aber ist die Bekämpfung des Alkoholismus und der Alkohol-Kriminalität Sache des gesamten Volkes und zwar aller Stände und Klassen. Es muß die Macht der Trinksitten gebrochen, der Verherrlichung des Alkohols ein Ende gemacht werden. Das kann nur durch eine große Volksbewegung, deren verheißungsvolle Anfänge wir vor Augen haben, geschehen. Was dadurch erreicht werden kann, sehen wir an den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Wer die Antialkoholbewegung in diesem Lande, von deren Erfolgen und Fehlern wir lernen müssen, gründlicher studieren will, sei auf das Buch von Dr. B. Laquer (in Wiesbaden) „Trunksucht und Temperenz"*) hingewiesen, das hier nur warm empfohlen werden kann.

Es sollte mich freuen, wenn unsere Leser durch den flüchtigen Überblick über den umfangreichen Stoff zum Nachdenken und zur ernsthaften Lektüre der beiden Schriften angeregt würden. Ich bin überzeugt, daß dann die Bedeutung der Alkoholfrage ihnen wesentlich näher an Herz und Gewissen rückt. Sie werden fühlen, daß sie eine Sache ist, die alle angeht. Und sie werden fühlen, daß eintreten in die Reihen der Kämpfer keine bloße Liebhaberei ist, sondern eine Gewissenspflicht werden kann. Möchten nur recht viele dieses „kann" in ein „ich muß" und ein tatkräftiges „ich will" übersetzen. Es handelt sich hier um eine soziale Arbeit allerersten Ranges. Der Vorsitzende des deutschen Alkoholgegnerbundes, Dr. med. Strecker-Berlin, hat auf dem III. deutschen Abstinententag in Dresden einen kurzen, aber klaren und eindringlichen Vortrag gehalten über das Thema: „Erzeugt der Alkoholgenuß Verbrechen?" der auch im Druck erschienen ist.**) Er schließt seine überaus beherzigenswerten Ausführungen mit der Frage: „Wer hilft uns bei dieser Arbeit?"

Leider verhalten sich Unzählige, welche hier zu brauchen wären, ablehnend, leider antwortet man noch immer mit vornehmem Lächeln oder Spott, leider meint „man" oben und unten, ruhig weitertrinken zu dürfen. Wann kommt der Tag, da „man", da die vielen Berufenen ihrer Berufung und Pflicht sich bewußt werden? Ich sollte meinen, daß unter der Wucht der Erkenntnis, wie eng Alkohol und Verbrechen zusammenhängen, unter dem Druck der furchtbaren Tatsachen, welche die Beschäftigung mit der Frage enthüllt, der Ruf lebhaften Widerhall finden müßte: Fort mit dem Alkohol! Und zwar zuerst: Fort mit ihm aus meinem Hause und dem Bereich meiner Genußmittel! — Wer hilft uns bei unserer Arbeit? Wer tritt uns zur Seite in unserem Kampfe?

Vegesack. Baars.

Aussicht auf konfessionellen Frieden?

„Ein Wort zum konfessionellen Frieden" heißt der Titel der neuesten Schrift von Goetz†), dessen Name in diesen Blättern nicht zum erstenmal erwähnt wird. Ein Wort des Friedens von dem streitbaren Erforscher und Bekämpfer des Ultramontanismus? Wie kommt das? — Nun, er äußert sich nicht selbst, sondern er sammelt „Materialien", er vereinigt in handlicher Form die weit verstreuten wichtigsten Äußerungen, die während des vorigen Jahres zu diesem Thema in der Presse veröffentlicht sind.

Nämlich im Maiheft der Preußischen Jahrbücher von 1905 erschien unter dem Titel „Ein Wort zum Frieden" ein Aufsatz, der den Zweck verfolgte, dem konfessionellen Frieden zu dienen. Er veranlaßte eine ganze Reihe publizistischer Organe, zu dieser Frage Stellung zu nehmen. Diesen anregenden Aufsatz der Preußischen Jahrbücher und

*) Verlag von J. F. Bergmann. Wiesbaden 1905. 1,50 Mk.

**) Verlag der Landesgruppe Deutschland des Alkoholgegnerbundes. Berlin N. 28. Preis 20 Pf.

†) Ein Wort zum konfessionellen Frieden. Materialien, gesammelt von Dr. Leopold Karl Goetz, a. o. Universitäts-Professor in Bonn. Bonn, Carl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag. 1906. — 66 Seiten. 0,80 Mk.

die darüber geführte Debatte können wir in dem vorliegenden Heftchen nun bequem übersehen. In der glatten Ablehnung der Friedensvorschläge sind sich die ultramontane Presse und der Evangelische Bund einig. Dagegen äußern sich die liberalen Blätter zustimmend, doch bezeichnenderweise die süddeutschen Zeitungen weit zurückhaltender als die norddeutschen. Interessanter aber als die Feststellung dieser Resultate ist es, die Gründe dafür kennen zu lernen und zu prüfen. Die bitte ich in dem Goetzschen Heft nachzulesen.

Goetz begnügt sich nicht damit, diese Äußerungen zu sammeln, sie der Vergessenheit zu entreißen und ihnen von neuem Gehör zu verschaffen, er möchte eine erneute, ernste und sachliche Erörterung über diese Frage hervorrufen. Darum wendet er sich an die Öffentlichkeit mit der Bitte, daß seine Veröffentlichung „in ihrer Bedeutung für die gute Sache des Friedens unter den Konfessionen Würdigung finden möge, daß Männer aus allen Lagern erneut die da ausgesprochenen Gedanken erwägen und in der Tagespresse wie in Zeitschriften behandeln mögen".

Uns sollen seine Worte ein Anlaß sein, uns darüber klar zu werden, wie es gegenwärtig um die gute Sache des Friedens unter den Konfessionen steht. Wir tun es, indem wir die verschiedenen Gruppen, die als erfolgreiche Träger des Friedensgedankens etwa in Betracht kommen können, einer Musterung unterwerfen.

Ich beginne mit der Gruppe, von welcher die Anregung ausgeht. Was ist sie und was will sie?

Sie besteht aus einer „Anzahl katholischer und evangelischer Männer", die bisher nicht mit ihren Namen an die Öffentlichkeit getreten sind. Nur der Name eines Mannes, der ihnen nahesteht oder zu ihnen gehört, ist bekannt geworden, Prof. Dr. Eman in Münster. Daraus daß der programmatische Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern ausschließlichen Wert auf wahrhaft wissenschaftliche Behandlung der streitigen Fragen legt und daß eine ihre Anschauungen verteidigende Zuschrift ans „20. Jahrhundert" als aus Universitätskreisen stammend bezeichnet wird, kann man schließen, daß das, was diese katholischen und protestantischen Männer zur geistigen Einheit verbindet, die Wertschätzung einer von konfessionellen Rücksichten ungehemmten, vorurteilsfreien Wissenschaft ist, die ihren eignen Gesetzen im Dienst der Wahrheit folgt.

Ihr Endziel ist nicht, wie es nach der Überschrift des programmatischen Aufsatzes („Ein Wort zum Frieden") leicht mißverstanden werden kann und mißverstanden worden ist, völligen Frieden zwischen den Konfessionen heraufzuführen, sondern nur den Kampf auf ein möglichst enges Feld einzuschränken, — gewiß ein sympathisches Streben. Und wenn sie von der Überzeugung ausgehen, daß die Art, wie die konfessionellen Kämpfe gegenwärtig in unserem Vaterlande geführt werden, daß ihre „Übertragung auf das soziale, politische und gesellschaftliche Leben nur zum Unheil unseres gesamten Volkstums ausschlagen" kann, haben sie in vollem Umfange recht. Wenn sie dann ihr positives Ziel formulieren als das Streben, den konfessionellen Kampf „auf das rein wissenschaftliche Gebiet hinüberzuleiten", so kann ich dem, obwohl es uns heutigen Menschen verlockend genug klingt und obwohl damit ein Fortschritt erreicht wäre, nicht unbedingt zustimmen. Denn es ist mir nicht sicher, ob das nicht gemeint ist im Sinne des Schlagwortes von der „voraussetzungslosen" Wissenschaft, die sich auch als omnipotent gebärdet. In Wirklichkeit aber beruht unsere moderne Wissenschaft auf ganz bestimmten Voraussetzungen, z. B. daß der Forscher nur dann der Erkenntnis der Wahrheit nahe zu kommen hoffen darf, wenn er unbefangen seinen Weg geht, ohne sich um Dogmen irgend welcher Art zu kümmern. Die Wissenschaft folgt ihren eigenen Gesetzen, nicht denen des unfehlbaren Papstes in Rom oder des unfehlbaren Buchstabens des lutherisch-orthodoxen Dogmas, — das ist eine Überzeugung, die jeder wissenschaftlichen Arbeit vorhergeht und selbst nicht das Resultat wissenschaftlichen Erkennens ist. Ohne solche Überzeugung verliert die Wissenschaft allerdings den Boden unter den Füßen. Daß mit der Anerkennung dieses Tatbestandes die Wissenschaft nicht erniedrigt und nicht in konfessionelle Fesseln geschlagen wird, ist selbstverständlich. Denn der Glaube, auf dem sie beruht, mag wohl in protestantischen Kreisen die weiteste Verbreitung haben, aber ist gleichwohl nicht an irgend eine Konfession gebunden.

Ist aber die Einschränkung auf „wissenschaftliches" Gebiet nur ein unglücklicher Ausdruck dafür, daß der konfessionelle Kampf nur mit geistigen Waffen geführt werden soll, so hätte ich dagegen nichts einzuwenden, würde vielmehr diesen Wunsch auch zu dem meinigen machen. Nur müßte ich bitten, einen Ausdruck zu wählen, der nicht zu dem Mißverständnis anleitet, als sei wissenschaftlich dasselbe wie geistig, weil das eine Verödung unseres geistigen Lebens bedeuten würde, wenn nur die Wissenschaft als Produkt des menschlichen Geistes anerkannt würde. Zwar erwächst die Wissenschaft auf geistigem Gebiet, aber nicht alles, was auf geistigem Gebiet wächst, ist Wissenschaft.

Die erste Einzelaufgabe, die sich diese Vereinigung stellt, ist: die Herausgabe einer besonderen Schrift zu veranlassen, „welche die landläufigen Bedenken gegen den sogenannten Ultramontanismus einer streng wissenschaftlichen Erörterung und beziehungsweise Widerlegung unterzieht". Für die beste Schrift ist ein Preis von 1000 Mark ausgesetzt.

Das Thema müssen wir uns genauer ansehen.

Der Sache nach wird eine wissenschaftliche Erörterung und beziehungsweise Widerlegung der landläufigen Bedenken gegen den sog. Ultramontanismus gefordert. Also scheinbar „voraussetzungslos". Oder ist es gar auf eine Apologie des Ultramontanismus abgesehen? Dem Wortlaut des Preisausschreibens nach ist diese Auffassung möglich. Die näheren Erläuterungen aber lassen nicht den geringsten Zweifel darüber, daß der Sinn des Preisausschreibens vielmehr der ist: auf wissenschaftlichem Wege soll nachgewiesen werden, daß der Ultramontanismus weder christlich noch auch katholisch ist.

Wir erkennen also deutlich das Bestreben, den „Ultramontanismus aus dem Katholizismus auszuscheiden" (um eine glückliche Formulierung der „Münchener Neuesten Nachrichten" zu übernehmen) und messen dem immerhin symptomatische Bedeutung bei. Noch charakteristischer aber für die gegenwärtigen Verhältnisse ist die Form, in der dies Streben hier auftritt. Die Vereinigung nämlich beruft sich auf die Worte von Zentrumsrednern, die mehrfach gesagt haben, daß die konfessionellen Kämpfe auf dem wissenschaftlichen Gebiet ausgefochten werden sollen. Weshalb stellen sich die Gegner des Ultramontanismus hier als die Vollstrecker des ultramontanen Zentrumswillens hin? Vermutlich wollen sie den Ultramontanismus an seinen eigenen Worten aufhängen. Das Vorgehen ist also klug berechnet, — zu klug. Denn glaubt man wirklich den Ultramontanismus durch List fangen zu können?

Aber lehrreich ist es doch, daß dieser Vorstoß gegen den Ultramontanismus unter der Friedensflagge unternommen wird: die katholischen Männer der Wissenschaft wagen es also noch nicht, offen und rückhaltlos dem Ultramontanismus zu Leibe zu gehen*), so mächtig ist er.

Von dieser Vereinigung, die im Verborgenen blüht, können wir das Heil nicht erwarten. Aber vielleicht von den Reformkatholiken? Besonders von den Kreisen, „welche — wie eine katholische Gegnerin sagt — in der Krausgesellschaft ihren Krystallisationskern, im „20. Jahrhundert" ihr Organ, in einigen bayerischen Universitätstheologen ihre geistigen und geistlichen Inspiratoren und auch ihre geheimen Häupter haben?" Denn diese Kreise streben ja ernstlich nach der Überwindung des politischen Katholizismus, nach Aufhebung der Verquickung politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher Verhältnisse mit der Religion. Hören wir darum,

*) Oder sollten sie beabsichtigen, nach Ablauf der Frist des Preisausschreibens offen hervorzutreten?

wie ihr eben genanntes Organ die gegenwärtige Lage beurteilt: „Die gesamte katholische Presse hat uns nicht nur niemals unterstützt, sondern von Anfang an auf unseren Untergang hingearbeitet.“ Und: „Der politische Katholizismus ist mächtiger als je“ („20. Jahrhundert“ 1905, Nr. 53, S. 626). — Diese beiden Worte zeigen zur Genüge, daß der Reformkatholizismus noch schwer genug um seine eigene Existenz zu ringen hat; er hat noch genug mit sich selbst und seiner eigenen Konsolidierung zu tun und kann uns, wenigstens augenblicklich, die konfessionellen Verhältnisse nicht gesund machen.

Bleibt auf katholischer Seite nur der Ultramontanismus übrig. Und der wird seiner Natur nach nie darauf verzichten, alle Waffen, die ihm irgend zu Gebote stehen, auch wenn sie nichts weniger als geistig sind, zu benutzen. Er ist's ja gerade, der den Mißbrauch religiöser Motive zu rein weltlichen Zwecken zum System erhoben hat, der den konfessionellen Kampf auch ins soziale, politische und gesellschaftliche Leben überträgt.

Fehlt also auf katholischer Seite entweder die Kraft oder der Wille, die Einschränkung des konfessionellen Streites auf geistiges Gebiet zu erzwingen, so setzen wir unsere letzte Hoffnung darauf, daß uns von protestantischer Seite die ersehnte Hülfe kommt. Aber auch hier bleibt sie aus. Wir alle wissen ja, wie zerklüftet und zerspalten gegenwärtig der Protestantismus ist, wie die zahlreichen kirchlichen und unkirchlichen Gruppen und Richtungen zwar ein reges Leben entfalten, aber wie jede vor allen Dingen nur für sich und im Kampf gegen die übrigen Richtungen lebt und wie eine einheitliche Zusammenfassung ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wahrhaftig, Eucken hat nicht zu viel gesagt, wenn er unsere gegenwärtige Lage als den Zustand vollendeter „geistiger Anarchie“ charakterisiert (in der Vorrede zur zweiten Auflage seines Werkes „Wahrheitsgehalt der Religion“, das den Lesern aus Pfleiderers eingehender Besprechung im vorigen Jahrgang des Protestantenblattes bekannt ist).

Ist es da ein Wunder, daß der Ultramontanismus die Situation weidlich ausnutzt und die Zersplitterung der Gegner sich dienstbar macht, um die eigne Macht zu befestigen? Wer auf unserer Seite Vorwürfe erheben will, richte sie nicht an den Gegner, sondern an die Freunde, die in Unkenntnis und Untätigkeit verharren.

Jede Illusion, als hinge die Möglichkeit der Ethisierung des konfessionellen Streites vom Ultramontanismus ab, ist schädlich: er muß seiner Natur nach Religiöses und Unreligiöses, Ethisches und Unethisches aufs greulichste miteinander verquicken. Diese Ethisierung ist lediglich dann möglich, wenn auf unserer Seite die Kraft und der Wille vorhanden ist, Übergriffe abzuwehren. Heute aber fehlt noch beides. Darum können uns Friedensschalmeien zur Zeit nichts nützen. Helfen kann uns niemand — als wir selbst.

G. Fittbogen.

Der Herzensschlüssel.

Märchen von Emmy Homann.

(Nachdruck verboten.)

I.

Eben war der liebe Gott fertig; er hatte wieder ein neues kleines Menschenkind geschaffen. Da lag es vor ihm rosig und hübsch, mit einem ganzen Kopf voll dunkler Härchen.

Ein freundlich Lächeln ging über Gottes Angesicht, er freute sich seines Werkes. Dann winkte er einem Seelchen, die gleich großen, bunten Schmetterlingen zu hunderten ihn umschwebten, daß es in das Körperchen hineinschlüpfe. Darauf schloß er das Herz des Kindes mit einem winzig kleinen goldenen Schlüssel zu, damit das Seelchen nicht wieder herauskriechen könne, denn gerne gehen die Seelchen nicht auf die Reise, sie bleiben lieber im Himmel.

Da es ihnen nun in dem kleinen Menschenkinde erst langweilig ist, schlafen sie gewöhnlich ein auf der Reise zur Erde, und wecken kann sie nur der, der den Schlüssel hat; der kann sie wecken mit einem innigen Kuß.

„Johannes“, rief der liebe Gott, „komm, trag das Bübchen hinunter zu seinen Eltern.“

„Johannes ist nicht daheim“, antwortete ein kleiner Engel mit rosigen Flügeln und einem Schelmenlachen in seinen großen, braunen Augen, „er bringt grad' ein Zwillingspärchen hinunter und hat sich wohl etwas verspätet.“

„So ruf' mir den Martin, aber mach' ein wenig rasch, daß das Kindchen noch vor Dunkelwerden zu seinen Eltern kommt.“

Wie der Blitz schoß der Kleine davon, und nach kurzer Zeit stand ein schöner Engel mit ein Paar mächtigen weißen Flügeln vor dem lieben Gott.

„Bring' mir das Kindchen zu dem jungen Königspaar dort unten; du siehst das Schloß da am Meere liegen?“ Und der liebe Gott schob mit dem Fuße die Wolken etwas beiseite und zeigte hinunter.

„Aber vergiß mir nicht den Schlüssel und gib ihn der Mutter.“

Martin nahm Kind und Schlüssel und versprach alles gut auszurichten. Er breitete seine Schwingen auseinander und machte sich auf die Reise. Doch für gewöhnlich war es nicht sein Amt, die Kinder zur Erde zu tragen, und so wußte er auch nicht, welch eine Bewandtnis es mit dem Schlüssel hatte.

Auf der Erde war Winter. Tagelang hatte es geschneit; nun war Frost gekommen, Baum und Strauch, Wiesen und Felder prangten im schönsten, glitzerndsten Festkleide, als hätten sie sich extra schön gemacht zum Empfang des Königskindes. Diesem aber gefiel die kalte Pracht gar nicht, es zitterte und fror, so daß der Engel es fester in seinen Mantel wickelte, als er über die beschneiten Felder flog.

Mochte ihm nun bei dieser Bewegung der Schlüssel entfallen oder ihm sonst aus der Hand geglitten sein, kurz, als er im Schlosse war und der jungen Königin vorsichtig das Kind in den Arm legte, vergaß er ganz des Schlüssels. Auf dem Rückwege zwar war es ihm, als habe er etwas vergessen auszurichten, aber er konnte sich nicht besinnen und dachte: schließlich sei doch wohl alles in Ordnung gewesen.

Der Schlüssel aber war in den Schnee gefallen; da lag er nun und blitzte mit den Kristallsternchen um die Wette.

Dies Blitzen bemerkte ein Mann, der aus der Stadt kam, wo er Fische verkauft hatte. Er sah das blanke Ding, nahm es auf, besah es von allen Seiten und steckte es in die Tasche.

„Ist es auch nicht viel wert“, meinte er bei sich, „so werden die Kinder sich doch darüber freuen.“ Als er zu Hause angekommen war, lief ihm sein kleinstes Töchterchen entgegen und lachte ihn froh und stolz an, denn zum ersten Male hatte sie der Mutter Hand losgelassen und die ersten selbständigen Schritte auf ihren stämmigen Beinchen gemacht. Hoch hob der Vater das Mädelchen zu sich empor und ließ es auf seinen Armen tanzen, daß es vor Lust krähte. Dann griff er in die Tasche und hielt ihm das Schlüsselchen hin. Jubelnd griff das Kind nach dem blanken Ding, aber die Mutter kam ihm zuvor. „Woher hast du denn das? es sieht ja beinah aus wie ein Herzensschlüssel!“

Der Mann lachte: „Ich fand's im Schnee und schenkt's dem Annchen, am Ende findet sie einmal das Herz dazu.“

Die Frau hatte währenddem ein Band aus ihrem Nähkasten geholt und band ihrem Töchterlein das Schlüsselchen um den Hals. „So, nun kannst du damit spielen und kannst es nicht aus Versehen überschlucken, du kleine Schleckerliese, du!“

Im Königsschlosse herrschte großer Jubel. Der König war ganz glückselig über seinen kleinen Sohn. Er ließ gleich eine Menge Brot backen und Kuchen und eine Menge Essen kochen. Alle armen Leute durften kommen und sich holen, so viel sie tragen konnten. Dazu bekamen sie noch Kleider und Geld aus des Königs Schatzkammer, kurz, es herrschte großer Jubel im ganzen Lande.

Jeden Tag dachte sich der König einen anderen Namen

aus für seinen Sohn, keiner war ihm gut genug, bis die Königin ihn eines Tages „mein Goldjunge“ nannte. Von da an hieß der kleine Prinz bei allen „Goldener“. Und alle Welt bewunderte ihn. Das konnte man aber auch, denn er war ein kräftiges und reizendes Kind.

Nur eine war nicht recht zufrieden, und das war die alte Wärterin, die schon der Königin Wärterin gewesen war. Sie hatte das Kind von allen Seiten besehen, sie hatte das Bett der Königin durchsucht, alle ihre Kleider ausgeschüttelt, sie sah unter jeden Stuhl, unter jede Decke und immer heftiger schüttelte sie mit dem Kopfe.

„Was hast du nur, Mile?“ frug endlich die Königin, der das sonderbare Gebahren auffiel.

„Ich suche den Schlüssel“, murmelte diese, „oder haben Frau Königin ihn schon fortgelegt?“

„Welchen Schlüssel?“ fragte die junge Mutter, denn sie war eine junge Frau und wußte nicht Bescheid. Da sah die Alte sie mit einem langen, merkwürdigen Blick an und ging, leise etwas vor sich hinmurmelnd, hinaus.

Die Jahre vergingen und der junge Prinz wuchs heran, er wurde ein hübscher, starker Bursche. Aber die Leute am Hofe schüttelten die Köpfe und tuschelten mit einander, wenn der Prinz vorüberging.

„Er hat Nixenaugen, so kalt und finster“, sagten die einen; „er ist verwöhnt und hochmütig“ die anderen.

„Er hat kein Herz“, sagten wieder andere, „seht nur, wie kalt und häßlich er selbst gegen seine Mutter ist. Nie sieht man, daß er ihre Küsse erwidert. Nie hört man ihn ein freundliches Wort gegen irgend jemand sagen, er hat kein gutes Herz.“

Wenn die alte Mile die Leute so reden hörte, wurde ihr Gesicht traurig, und sie sagte leise: „Er ist nicht schlecht, nur seine Seele schläft.“ Und wieder fing sie an und suchte heimlich die Zimmer durch, ob sie nicht doch noch das Schlüsselchen fände; aber immer vergebens.

Je größer Goldener wurde, desto stiller und trauriger wurden seine Eltern. Er war klug und lernte gerne und viel, aber hatte nichts und niemanden lieb. Er dachte bei allem nur an sich, war hartherzig und grausam gegen Mensch und Tier. Auch war er immer unfreundlich, keiner hatte ihn je lachen, aber auch niemand ihn weinen sehen. Wenn die Königin ihn zärtlich an sich zog und frug: „Mein Goldener, was ist dir nur, warum bist du nicht froh?“ so stieß er sie unfreundlich zurück, sah sie mit seinen großen, finsteren Augen an und sagte unwirsch: „warum soll ich froh sein?“

Da lud ihm seine Mutter eine Menge Kinder ein, Buben und Mädel, daß er das Lachen von ihnen lernen sollte. Aber Goldener riß die Mädchen an ihren Zöpfen, war herrisch gegen die Buben und jagte schließlich alle aus seines Vaters Schloß.

Vom Büchertisch.

Klerikalismus und Laizismus. Das Laienelement im Ultramontanismus. Von Dr. Leopold Karl Goetz, a. o. Universitätsprofessor in Bonn. Neuer Frankfurter Verlag. Frankfurt a. M. 1906. 106 Seiten. 1,80 ℳ.

Goetz will als Ergänzung seines Buches „Der Ultramontanismus als Weltanschauung, auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt“ (Bonn 1905), in besonderen Schriften verschiedene Einzelfragen behandeln, die der rechten Erkenntnis des Ultramontanismus dienen sollen. Die erste dieser Schriften ist die vorliegende Arbeit über das Laienelement im Ultramontanismus. Sie ist also Ergänzung zu einem größeren Werk, das selbst wieder nur Materialsammlung zu einem noch größeren Werke ist (vgl Protestantenblatt 1905, 31—33). Wie der Wert jenes größeren Werkes, so beruht auch der Wert dieses kleinen Werkchens auf dem gesammelten Material. Damit ist beides gegeben: sein Vorzug und sein Mangel. Der Vorzug tritt im zweiten Teil der Schrift zu Tage, der die heutige Stellung des Laienelementes im Ultramontanismus, also Tatsachen behandelt. Viele Einzelheiten über die Tätigkeit und Stellung der katholischen Laien in rein kirchlichen Fragen, in der sozial-caritativen Arbeit, auf politisch-kulturellem Gebiet, in der katholischen Presse und in der sogenannten schönen Literatur, in der Schule und endlich in der Wissenschaft können wir daraus lernen. Auf den Mangel möchte ich deshalb etwas eingehender hinweisen, weil ich es für außerordentlich wichtig und wünschenswert halte, daß von nichtkatholischer Seite alles geschieht, was die Erörterung konfessioneller Angelegenheiten in die Höhe wirklich wissenschaftlicher Sphäre heben kann. Dieser Mangel nun macht sich auch schon im zweiten Teil geltend in der Art, wie das Material dargeboten wird. Der Zweck der Schrift ist, sagt Goetz in der Einleitung, die Richtigkeit der einen Hälfte seiner Ultramontanismus-Definition nachzuweisen, daß nämlich „der Ultramontanismus als Weltanschauung das romanisch-klerikale Kulturideal ist“. Nun, dazu bedurfte es nicht dieses Aufwandes von Material, das konnte Goetz bequemer beweisen. Aber in Wirklichkeit kommt es ihm weniger darauf an, die Richtigkeit seiner These zu beweisen, als vielmehr die Kenntnis der ultramontanen Praxis unter uns zu verbreiten. Das könnte als Streit um Worte erscheinen, es bedeutet aber doch mehr. Denn wie der Verfasser schwankt, ob er eine These beweisen oder ob er die Erkenntnis der breiten, tatsächlichen Wirklichkeit fördern soll, so auch sein Buch: bald stellt es Lehrsätze auf, bald schildert es die gegenwärtigen Zustände. Kein Zweifel, daß das letztere wertvoller ist. Und bringt Verfasser für den ersten Zweck zu viel Material bei, so für den zweiten zu wenig. Man sieht nicht, nach welchem Grundsatz die Auswahl des Materials erfolgt.

Und auch dem theoretischen Teil der Schrift kann ich nicht völlig zustimmen. Doch will ich nicht weitläufig werden und nur noch zu dem wichtigsten Punkt, der in der Schrift nicht behandelt, aber vorausgesetzt wird, ein Fragezeichen machen. Goetz sagt einmal, das allgemeine Kennzeichen des Ultramontanismus sei, daß er eine „Verbildung des Katholizismus“ ist. Wo, frage ich nun, hört der echte Katholizismus auf? und wo fängt der verfälschte Katholizismus, d h. nach Goetz der Ultramontanismus an? Oder ist das Verbrechen des Ultramontanismus nur das, daß er konsequenter ist als der von Goetz genehmigte Katholizismus? Das meint doch wohl Goetz kaum. Aber bitte, wo ist dann die Grenze? — Ich weiß, daß diese Frage vielen unbequem ist. Aber gerade deswegen müssen wir sie uns wieder und wieder vorlegen. Denn so viel ich sehe, ist diese Frage überhaupt noch nicht befriedigend beantwortet. Um so mehr Grund für uns, sie immer wieder aufzuwerfen und auch Goetz zu bitten, sie zu beachten. Auf diesem Punkt hat er es sich, scheint mir, zu bequem gemacht, und das Ultramontane überall da beginnen lassen, wo das ihm Unsympathische anfängt.

Und nun habe ich noch eine Bitte auf dem Herzen. Goetz hat, wie gesagt, angekündigt, in verschiedenen Schriften eine Reihe von Einzelfragen zu behandeln, die der rechten Erkenntnis des Ultramontanis dienen sollen. Ich möchte ihn bitten, dabei auch sein Augenmerk auf die Absperrungspolitik zu richten. Ich meine damit das systematische Streben, die Trennung des deutschen Volkes in zwei Hälften bis in die letzten Konsequenzen durchzuführen, — ein Streben, das schon bedenkliche Erfolge erzielt hat; vergl. katholische Kriegervereine, katholische Geselligkeitsvereine zur Verhinderung der Mischehen, katholische Studentenkorporationen, katholische Juristenvereine usw. usw., um nur einige Beispiele herauszugreifen. Es käme dabei weniger darauf an, die theoretische Grundlage aufzudecken (das wäre einfach genug), als vielmehr zu zeigen, wie weit diese Absperrungspolitik bis zum gegenwärtigen Augenblick in die Praxis übersetzt ist. Allerdings eine langwierige, zeitraubende Arbeit! Aber wer das weit verstreute und zum Teil schwer zugängliche Material sammelt, auch nur für einen Teil der preußischen Monarchie, ja nur für Städte wie Köln oder Berlin, der kann des Dankes aller, denen diese Dinge am Herzen liegen, sicher sein. G. Fittbogen.

Die Entstehung des Neuen Testaments. Von Prof. Lic. Dr. Carl Clemen. Sammlung Göschen, Nr. 285. 80 Pf.

Eine allgemeinverständliche Zusammenfassung der neueren Forschungen über die Entstehung der neutestamentlichen Schriften. Soweit es der enge Raum gestattete, sind nicht bloß Resultate mitgeteilt, sondern auch Beweise gegeben. Es besteht ja schon auf vielen Punkten eine weitgehende Übereinstimmung unter den Fachleuten, der Verfasser ist aber auch vielfach eigene Wege gegangen. Um das Bild nach der chronologischen Seite recht klar und behaltbar zu machen, sind die Daten der Entstehung bei den meisten Schriften in bestimmten Jahren angegeben, wobei natürlich eine gewisse Unsicherheit bestehen bleiben muß. Wir würden die synoptischen Evangelien in ihrer jetzigen Form so früh nicht datieren mögen, jedenfalls dem kanonischen Matthäus eine viel spätere Stelle geben, ebenso, wie den johanneischen Schriften. Es scheint nicht angezeigt, der wieder aufgekommenen möglichsten Frühdatierung Folge zu geben. Die Entwicklung und Darstellung des Problems der Korintherbriefe erscheint uns sehr geschickt, freilich mußte sie bei der gebotenen Kürze für Laien wohl in etwas der Anschaulichkeit entbehren. Es müßten dafür eigentlich immer die Texte in möglichster Ausdehnung abgedruckt werden, denn auch wenn einer die angezogenen Stellen nachschlägt, ist es nicht leicht, die Vergleichung anzustellen. Dasselbe ist bei der Behandlung der Paulusbriefchen in den sogenannten Pastoralbriefen der Fall. Im ganzen ist das Büchlein eine dankenswerte Gabe. M. F.

Th. Scheinpflug. Hinauf gen Jerusalem. 10 Kinderpredigten. Desgl. zweites Bändchen, Predigten für Kinder. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1905.

Es ist nicht leicht, gute Kinderpredigten zu halten. Den kindlichen Ton zu treffen, ohne doch trivial zu werden, gelingt uns Erwachsenen nicht immer. Und doch gehört es mit zu den schönsten und lohnendsten Aufgaben, der empfänglichen Kindesseele etwas religiöses

Leben einzuhauchen, das Licht der frohen Botschaft in sie hineinfallen zu lassen. Scheinpflug hat es unternommen, zehn Kinderpredigten herauszugeben, denen er bald — durch freundliche Beurteilung des ersten Bandes ermutigt — ein zweites Bändchen mit 15 Predigten folgen ließ, und stellt noch zwei weitere Büchlein in Aussicht. Das ist dankenswert. Denn Sch. hat die Gabe, mit den Kindern — als untere Altersgrenze ist das 10. oder 11. Jahr gedacht — wahrhaft kindlich von den höchsten Dingen zu reden. An manchen Stellen scheint mir freilich die Ausdrucksweise bei dem Bestreben, recht deutlich zu sprechen, ein wenig umständlich geworden zu sein. Deshalb glaube ich, daß die Predigten gut vorgelesen besser wirken werden, als wenn Kinder sie selber in die Hand nehmen. Für die Kinder müßten die Sätze häufig kürzer, die Ausdrücke knapper sein. Doch ist sonst der Ton durchaus dem kindlichen Verständnis angepaßt und geeignet, das Interesse der Kinder zu wecken und wach zu halten. Was den Inhalt dieser Kinderpredigten betrifft, so verleugnen sie den streng „positiven" Standpunkt des Verfassers nicht. Kommt der Verfasser auf christologische Fragen, wie z. B. in den Predigten über Matth. 22, 41—45 oder 9, 1—8, so liegt ihm immer wieder alles an dem Nachweis, daß Christus „Gottes Sohn, also auch Gott" oder, wie schon in dem Vorwort ausdrücklich betont wird, „wahrhaftiger Gott" sei. Aber dies ist eigentlich auch das einzige, was sich von der Dogmatik des Verfassers, wie mir scheint, zum Teil ganz unnötig scharf ausprägt. Sonst sind die Predigten von Dogmatik fast ganz frei. Und das ist, wenn überhaupt für die Predigt, so für die Kinderpredigt ganz gewiß das einzig Richtige. Der Verfasser redet mit den Kindern, so wie es ihm ums Herz ist. So vergißt er auch nie, zur Erklärung des Textes Bilder aus dem Gesichtskreis der Kinder heranzuziehen und praktische Hinweise auf die Bedeutung des Textes für die Kinder und ihr Leben zu geben, die als treffend und wohlgelungen bezeichnet werden müssen.

Hachmeister.

Clara Ehrenberg. Freiere Glaubensanschauungen einer Christin. Max Schildberger, Berlin, Schillstraße 3. 1905. 59 S.

Es sind subjektive Glaubensanschauungen einer im Leben viel Geprüften. Leiden und Siechtum langer Jahre haben die Verfasserin allmählich zu der inneren Klarheit und der Herzensfreudigkeit geführt, die der Seele den Frieden gibt, der über alles Leid erhebt. Und die Verfasserin hat den Wunsch, durch ihre Aufzeichnungen anderen zu gleicher Glaubensfreudigkeit, aber auch zur Duldung gegen Andersgesinnte zu helfen. Sie spricht sich über den göttlichen Ursprung des Menschen, über die Bedeutung Christi, als des Sohnes Gottes, über den Glauben an die Liebe Gottes, über das Gebet, über das Verhältnis von Glauben und Denken u. a. aus. Man sieht in die Seele eines innerlich freien und selbständigen, ehrlich ringenden und suchenden und zugleich stark und froh glaubenden Menschen hinein. Die Liebe Gottes steht der Verfasserin im Mittelpunkt ihres Glaubenslebens. Sie ist's, die uns erlöst. „An diese Liebe Gottes mich mit meiner Seele anzuklammern, um Gottes Willen oberstes Gesetz meines Lebens werden zu lassen, das allein darf auch der Zweck des Gebetes sein. Das Gefühl inniger Gemeinschaft mit Gott, das sich auch Jesus immer neu errungen hat, gab ihm den Mut, sich als Sohn Gottes, als dem Vater besonders nahestehendes Kind zu betrachten. Und so, wie er, sollen auch wir uns der Kindschaft Gottes bewußt werden." — Ich bin überzeugt, daß diese freien und doch so tief frommen Glaubensanschauungen einer Christin manch einem Anregung nicht bloß, sondern Genuß und Erbauung bringen können. Es mögen ja Einzelheiten anfechtbar sein — z. B. die kritiklose Benutzung johanneischer Worte Jesu —, aber wir haben es doch mit einem erfreulichen Bekenntnis einer ernsten Christin von ihrem teuer erkämpften, jetzt aber zu frohem Besitz gewordenen Glauben zu tun. Möchte es recht viel solcher Christinnen geben!

Hachmeister.

Neue Gedanken über die Taufe, Bibel und Natur. Eine physikotheologische Untersuchung von G. Mau, Pastor zu Parchim. Wismar i. M., Hans Bartholdi, 1906. 1 Mk.

Das Schriftchen hat in drei Beziehungen hauptsächlich unser Interesse erregt. Erstlich als ehrlich in der Gegenwart und für die Gegenwart gearbeitete Antiquität. Zweitens ist es ein Zeugnis für die Selbständigkeit des echten Lutheraners auch gegenüber der dogmatischen Auffassung Luthers selbst, es wird sogar an einer Stelle, S. 11, eine Fortentwicklung des Katechismus zu größerer lutherischer Strenge vorgeschlagen. Drittens, es wird ganz offenherzig — dem Untertitel entsprechend — der Versuch gemacht, dem Taufwasser eine naturhafte Wirkung auf das im Zwange sündigen Wesens verhärtete Herz zu vindizieren. Das soll freilich immerhin unter einer Art geistiger Potenz geschehen, und darum wird dann auch wieder statt Taufwasser nur Taufe gesetzt und die sehr reichhaltig ausgeführte Bildlichkeit tritt wieder ein, mit der man aber bei der realen Wirkung der Kindertaufe wieder in die Brüche kommt. Bedenklich — in bezug auf den Schriftgebrauch — ist, daß der Durchzug der Israeliten durchs Rote Meer und den Jordan die Wassertaufe vorbedeuten soll, da sie doch gerade trockenen Fußes hindurch zogen. Zu brauchen ist aus dem Buche für unsere Zeit nichts.

M. F.

Diese Bücher und Schriften sind zu beziehen durch die Zentralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb.

Anzeigen.

Preis für die viergespaltene Petitzeile (45 mm breit) oder deren Raum 30 Pfg. Bei Wiederholungen entsprechenden Rabatt. Reklamezeile 80 Pfg. Beilagen nach Gewicht 15—30 Mk.

Wir bitten unsere geehrten Freunde, im Bedarfsfalle in erster Linie die hier inserierenden Firmen zu berücksichtigen und sich bei Bestellungen stets auf das „Protestantenblatt" zu beziehen.

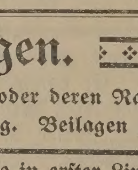
Flügel Pianinos Phonola **Julius Blüthner** Berlin W. Potsdamerstrasse 41.

Genossenschaftsbank
für evangelische Pfarrer (e. G. m. b. H.)
zu Berlin.
Über 500 Mitglieder. Geschäftsanteil 200 M., zahlbar in Vierteljahrsraten von 9 M. An- und Verkauf von Wertpapieren. Erledigung aller Geldangelegenheiten Annahme und Verwaltung von Depots. Spareinlagen-Annahme 3¾ %, Darlehne zu 4¾ % und ¼ % Provision. Umsatz 1905/06 rund 1 Million.
Anmeldungen sende man an den Geschäftsführer
C. A. Richter, Berlin NW. 40,
Kronprinzen-Ufer 5.

Wichtig für **Brautleute**
Preise 40% billiger wie in der Provinz
Franko Lieferung. Pracht-Katalog mit über 800 Abbildungen gratis u. franko
F. ZECH's Möbel-Fabrik. Berlin, O.
Kleine Andreasstr. 9.
Gegründet 1859. Beamten 6% Rabatt.

Inserate im **Protestantenblatt** haben stets **guten Erfolg!**

Freiburger Diakonissenhaus
Kostenlose Ausbildung. Zeitgemässe Organisation und Berufsstellung. Eintritt während des ganzen Jahres. Nach drei Jahren Anstellung und Versorgung auf Lebenszeit. Besonderer Hilfsschwesternverband mit kostenloser Ausbildung in einem halben Jahr und alljährlicher Dienstleistung von vier Wochen.
Näheres durch Diakonissenhauspfarrer **Weissheimer, Freiburg i. Br.**



Kunstanstalt für Kirchenschmuck.
Dr. C. Ernst,
Berlin W. 9, Köthenerstr. 16
(früher Kronenstr. 24).
Muster und Abbildungen kostenlos.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
Preis vierteljährlich Mk. 1.50.
Bei direkter Zusendung 40 Pfg. extra.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO. 18, Weberstraße. 56/57
Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt
Beilage Nr. 34.
Berlin
Bremen.
22. August 1906.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zum Fall César. — Aktenstücke zum Fall César. II. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen.

Zum Fall César.

1.

Noch sind die Gemüter in Rheinland-Westfalen über die definitive Nichtbestätigung des Lizentiaten Römer zum Pfarrer von Remscheid keineswegs zu Ruh und Frieden gekommen, und schon scheut sich das Konsistorium von Münster nicht, die Flammen der kirchlichen Erregung, rein von sich aus, und ohne daß irgend jemand das Ansuchen dazu gestellt hätte, von neuem anzufachen. Und diesmal werden die Flammen noch heißer auflodern, als im Falle Römer, und wenn nicht oberkirchenrätliche Weisheit von Berlin her löschend eingreift, ist es möglich, daß ein Feuer daraus wird, in dem zunächst die Dortmunder Kirchengemeinschaft unter den Evangelischen der Rechten und Linken zusammensinkt und in Rauch aufgeht.

Wir wünschen das nicht. Wir widerstreben bewußt und grundsätzlich jeder Scheidung zwischen den Richtungen als unevangelisch. Wir lassen uns aus der Kirche weder malitiös hinausloben, noch „gläubig" hinausfluchen, noch juristisch hinausreglementieren. Wir wollen keine Kirche mit ausschließendem Parteicharakter und juristischer Gesetzeswirtschaft. Wir hassen alle Unduldsamkeit, die sofort mit Sezession und Separation droht und zur Hand ist. Sie führt zu nichts als Borniertheiten, Abkapselungen und Verkalkungen des Lebens. Wir wünschen, daß die von der Rechten, die von der Linken und die in der Mitte durch offenen, redlichen, um der Sache willen geführten geistigen Kampf das religiöse Leben selber bewegt und munter und fortschreitend erhalten. Und selbst die Radikalen möchte ich für meine Person als Erreger intensiver geistiger Auseinandersetzungen in der Kirchgemeinschaft nicht missen. Aber eben um geistige Auseinandersetzungen und nicht um gegenseitigen Totschlag mit der Keule des Dogmas oder vorgefaßter Theorien müßte es sich dabei handeln. Und wenn es sich im Ernste darum handelte, würde bald der Pfaffendünkel hüben und drüben in Wegfall kommen, und Gründe würden an Stelle der Leidenschaften treten.

Wie fern wir aber noch von diesem Ziele unserer Sehnsucht sind, zeigt in geradezu beschämender Weise das Konsistorium von Münster-Westfalen durch das Danaergeschenk, das es mit dem „Falle César" der evangelischen Kirche Westfalens und der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund insonderheit gemacht hat. Denn statt dahin zu wirken, wie es eines wirklichen evangelischen Kirchenregimentes Aufgabe wäre, daß die dogmatischen Glaubensrichtereien sich in befruchtende geistige Spannungen verwandelten, treibt dieses Konsistorium selber dogmatischen Totschlag gegenüber einem religiös lebendigen Pfarrer und einer Geistiges bereits geistig bewertenden und erledigenden, in religiöser Beziehung zu seltener innerer Vornehmheit emporgestiegenen Gemeinde.

2.

In der rasch anwachsenden Reinoldi-Gemeinde in Dortmund handelt es sich um die Besetzung drei neuer Pfarrstellen. Um alle Gegensätze kirchlicher Richtungen nach Möglichkeit hintanzuhalten und der Gerechtigkeit und dem Frieden in der Gemeinde möglichst zu dienen, wird mit peinlicher Sorgfalt vorgegangen, und es ergeht an die verschiedenen theologischen Richtungen in gleichem Maße die Aufforderung zu Gastpredigten. Infolgedessen gelingt es bei den Wahlen vollständige Einmütigkeit zu erzielen. Alle drei Pfarrer, Pfarrer César in erster Linie, dann die Hülfsprediger Kühn und Hartog, werden von der gesamten Gemeindevertretung einstimmig gewählt, von sogenannten Positiven und Gemeinschaftskreisen ebenso wie von sogenannten Liberalen. Nach der Wahl wird von keiner Seite, weder beim Presbyterium, noch beim Superintendenten, noch beim Königlichen Konsistorium Protest eingelegt. Trotzdem wird Pfarrer César nicht bestätigt, während die beiden anderen Gewählten umgehend bestätigt werden.

Endlich erfährt man, daß das Konsistorium „Bedenken" gegen Césars Wahlpredigt bekommen habe. Da beim Presbyterium und dem Superintendenten keinerlei „Bedenken" geltend gemacht worden waren, auch kein Wahlprotest eingereicht ist, können doch wohl nur Denunziationen von hinten herum das Konsistorium „bedenklich" gemacht haben. Die Gemeinde will klar sehen und fragt zweimal an, sehr nachdrücklich, woher die „Bedenken" gekommen seien. Ein Königliches Konsistorium hüllt sich gelassen in Schweigen. Ob aus Schamgefühl?

Unterdessen wird Césars Gastpredigt, die bei niemandem in der Gemeinde Anstoß erregt, vielmehr so durchschlagend gewirkt hatte, daß eine einstimmige Wahl möglich gewesen war, vom Konsistorium eingefordert, geprüft und offenbar verdächtig genug befunden, um ihren Verfasser zunächst durch ein mehr als dreistündiges Glaubensverhör auf seine Rechtgläubigkeit hinsichtlich des zweiten Artikels des Apostolikums zu prüfen. César, als aufrechter Mann, bleibt den Herren vom Konsistorium so wenig die richtigen Antworten schuldig, daß er selber die minderwertige Theologie seiner Richter durch seine höherwertige in solche Verlegenheit bringt, daß man ihm bedeutet: man wolle nicht mit ihm disputieren, sondern nur feststellen, wie er positiv oder negativ zu den Heilstatsachen stehe. Über seine Stellung zur Jungfrauengeburt, zur Erbsünde, zum Wunder, zur Erlösung durch Jesu Tod, zur Auferstehung des Fleisches wird César inquiriert und lehnt überall die theologische Denkform der Vergangenheit ab, bekennt sich aber, soweit das möglich, zum religiösen Lebensgehalt, den diese Lehren umschließen und den sie, dem Geiste entschwundener Zeiten entsprechend, gedanklich verarbeitet haben. Er betont ausdrücklich, daß hier Theologie gegen Theologie stehe, daß aber das Entscheidende und Einende das religiöse Lebensverhältnis sei, in dem ein Christ zu Gott, zu Christus, zu Zeit und Ewigkeit stehe. Umsonst!

Um seiner zeitgemäßen Theologie willen, um deswillen, daß er mit den Geistesmitteln seiner Zeit in voller Gradheit und Ehrlichkeit sich den religiösen Gehalt des Christentums zueignet und ihn denen vermitteln will, die ihn so und nicht anders haben, annehmen und in sich selber lebendig machen können, — um deswillen wird er als unbrauchbar für die preußische Landeskirche abgelehnt. Denn in dieser Kirche soll man nicht selber über das Christentum denken,

sondern darüber Gedachtes nachdenken, und wenn man es als falsch Gedachtes vernünftigerweise nicht nachdenken kann, so soll man „seine Vernunft unter dem Gehorsam Christi gefangen nehmen" und es — glauben! Dann vollbringt man die rettende Tat des Glaubens und wird von der Zensur „rechtgläubig" für würdig befunden.

Die Theologen, die drei Jahrhunderte nach Christus ihn und seine religiöse Bedeutung dogmatisch verarbeitet haben; dazu jene, die in der Zeit der Reformation dasselbe in diesen und jenen Richtungen versucht haben, — sie und sie allein werden von dem Konsistorium als mit dem Geiste Gottes gesegnet angesehen, und wer nicht denkt wie sie, denkt wider Gott, denkt falsch und ist — nicht zu bestätigen als Diener am Wort und Lehrer der Gemeinde. Also nicht das Bekenntnis zur christlichen Religiosität, sondern das zur Theologie bestimmter vergangener Jahrhunderte entscheidet; nicht die religiös-sittliche Persönlichkeit und ihre anerkannten Qualitäten, sondern dies, ob ich mir mein Christentum in die alten Denkkrusten der „Bekenntnisse" und nicht etwa in neue, lebendige und bewegliche Denkformen dieser Tage einbetten will, das ist es, worauf es beim preußischen Pfarrer einzig und allein ankommt. Arme preußische Landeskirche!

Doch nein, nicht die Landeskirche, nur das Regiment in ihr ist bedauernswert schlecht. Ist es mitten in diesem konsistorialen Jammer nicht eine wahre innere Wohltat, zu sehen, wie die Reinoldi-Gemeinde sich über das Konsistorium beim Berliner Oberkirchenrat beschwert? Bis auf eine Stimme protestiert die „größere Gemeindevertretung" einmütig gegen den Konsistorialentscheid. Positive, Gemeinschaftsleute, Liberale, — alle lehnen die Festnagelung auf die „Theologie" der Bekenntnisse ab und sehen nur den darin enthaltenen „Glauben", also das Religiöse, für verpflichtend als notwendig an. Sie berufen sich auf Kaftans Wort: „Die Theologie der Bekenntnisse verpflichtet uns nicht, wie es denn bekanntermaßen keinen namhaften Theologen der Gegenwart gibt, welcher Richtung immer, der mit dem Maß dieser Theologie gemessen korrekt wäre." Und die von den Männern aller Richtungen gebilligte Eingabe enthält gegen den Schluß hin die trefflichen Worte: „Den Spruch des Konsistoriums können wir nur als einen Versuch ansehen, alle neben der Orthodoxie in der evangelischen Landeskirche bestehenden freieren Richtungen mundtot zu machen und die enggeschlossene einheitliche Welt des Glaubens früherer Jahrhunderte dauernd auch den Anschauungen der Gegenwart aufzwingen zu wollen. Denn wenn diese Grundsätze des Glaubenszwanges des Konsistoriums zur Geltung kommen, so wird nicht bloß die Partei des Protestantenvereins aus der evangelischen Kirche ausgeschaltet, sondern auch die Angehörigen der sogenannten Mittelpartei und alle übrigen liberalen Richtungen werden beseitigt und jede gesunde Weiterentwicklung des Bekenntnisses wird verhindert. Das mag den Grundsätzen der katholischen Kirche entsprechen, freie evangelische Überzeugung ist es nicht .... Wir bitten deshalb in aller Ehrerbietung den Evangelischen Oberkirchenrat um geneigte Aufhebung der Verfügung des Königlichen Konsistoriums vom 21. Juli cr. und um Bestätigung des Pfarres César zum achten Pfarrer der St. Reinoldi-Gemeinde."

3.

Wie wird der Evangelische Oberkirchenrat seine Entscheidung treffen? In allen seinen Entscheidungen über schwebende „Fälle" hat er unseres Wissens in den letzten Jahren es auf das Peinlichste vermieden, in direkte Glaubensrichterei zu verfallen. Wir können uns nicht denken, daß er das groteske Vorgehen des westfälischen Konsistoriums gutheißt. Es wäre für die Landeskirche Preußens geradezu tötlich, wenn er es täte. Denn es wäre das die direkte Aufforderung an die Konsistorien, in Zukunft bei Pfarrwahlen nicht zu warten, ob Proteste kommen, sondern sich selber als ständige Inquisitionstribunale zu etablieren.

Denn das ist ja das Neue und Unerhörte an diesem Konsistorialgericht, daß es ohne Kläger selber sich zum Kläger und Richter aufwarf. Das ganze Vorgehen muß ja mangels Wahlprotestes als unbillige Laune und Rancüne erscheinen und wird noch rätselhafter dadurch, daß es sich gegen einen Mann richtet, der über die Grenzen des weimarischen Landes hinaus, dem er 18 Jahre in ausgezeichneter Weise als Geistlicher gedient hat, sich eines vorzüglichen Rufes erfreut. Ich kenne ihn persönlich und bin ihm befreundet. Es gibt nur wenige Pfarrer, die soviel für ihre Gemeinde geleistet haben wie er. Und er leistete es, weil sein starkes Arbeitsvermögen beseelt und in Tätigkeit gesetzt wurde durch Liebe zum Volke und sozialen Sinn. Durch und durch Praktiker, aber auf der Grundlage tüchtiger theologischer Kenntnisse, ernsten wissenschaftlichen Sichweiterbildens und theoretischer Einsichtnahme in die Dinge und Lebensgebiete, auf die er sich mit seiner praktischen Kraft warf. Was bürdete er sich überall für Lasten auf, und wie fröhlich trug er sie! Freilich war er kein Leisetreter, und die gleißende Sprache der Angsttheologie, aus der nur der Eingeweihte die Meinung des Sprechers heraushört, war ihm Gott sei Dank nicht möglich. Wie wir alle ihn schätzten, ist auch daraus ersichtlich, daß wir ihn in die weimarische Synode als den Vertreter der Rhöngemeinden sandten. Und dort hat er anerkanntermaßen Tüchtiges geleistet. Geradezu vorbildlich für den Liberalismus war er darin, daß er überall auf die praktiche Arbeit drängte und selber in der inneren wie äußeren Mission, in der ländlichen Wohlfahrtspflege und wo immer Notlagen nur durch Organisationen zu beseitigen waren, tätig und bereit war, seine Kraft einzusetzen. Man soll doch suchen gehen, bis man gerade für eine Arbeitergemeinde, wie die Dortmunder sie wohl ist, einen geeigneteren Mann zum Pastor findet!

Und dieser Mann wird für Preußen als zu schlecht befunden, weil er nicht so „glaubt", wie das Konsistorium „glaubt"!

4.

Aber man fragt sich, wie findet dieses Konsistorium nur den Mut, die weimarische Landeskirche derartig zu brüskieren, die Reinoldi-Gemeinde zu vergewaltigen, dem ganzen Geist unserer Zeit ins Angesicht zu schlagen und die Landeskirche Preußens schwerer zu schädigen, als die Bestätigung zehn ultra-radikaler Pfarrer sie schädigen würde?

Entweder sind die Herren so mit Blindheit geschlagen, daß sie die Tragweite ihres Vorgehens nicht beurteilen können. Denn wer die Augen wirklich offen hat, sieht heute ohne Mühe, in wie hohem Maße das Landeskirchentum in Gefahr ist, zu zerbrechen. Aus einer Volkskirche, die alle die verschiedenen Geister umfaßt und eben durch diese Verschiedenheit die lebendig bewegteste und bildungsfähigste aller möglichen Religionsgemeinschaften sein könnte, droht sie zu einer verkalkenden und erstarrenden Parteikirche der Orthodoxie zu werden. Denn schon ertönt allenthalben, und nicht nur bei den Sozialisten, der Ruf: Heraus aus der Landeskirche, im Namen der Religion heraus aus ihr! Der Goethebund hat eben erst leidenschaftlich über diese Sache diskutiert — und drüben, wo Stöcker wohnt, reibt man sich die Hände und wünscht nichts sehnlicher, als daß der kirchliche Liberalismus auch dazu übergehe, sich die Austrittsparole zu eigen zu machen. Wir versprechen aber denen um Stöcker und auf der Rechten, daß wir ihnen diesen Gefallen niemals tun werden. Wir liefern die Kirche Luthers und Zwinglis nicht dem Buchstaben, dem papiernen Papste und Klerikalismus aus. Wir bleiben und kämpfen um das Recht aller, die evangelisch gesinnt sein wollen, daß sie in der evangelischen Kirche Raum, Recht und Heimat haben, und dies ohne jeden Bekenntniszwang, ohne jede Lehrgrenze, und was immer für Zäune, Hecken und Gräben die Theologen gegeneinander ziehen möchten, um ab- und auszuschließen, die sich weder ab- noch ausschließen möchten.

Aber es wäre möglich, daß das westfälische Konsistorium meint, noch sei es an der Zeit, durch Maßregelungen und juristisch leider gestattete Vergewaltigungen des Gemeindewillens den Liberalismus an der Durchführung seines reformatorischen Willens innerhalb der Kirche dadurch zu hindern, daß man ihm die Kirche so verekelt, daß er lieber draußen sich anzusiedeln und zu reformieren suche, wobei man dann die beati possidentes spielen und Kirchen und Kirchenvermögen völlig zu reaktionären Mächten verfestigen könne. Dann unterschätzt aber das Konsistorium erstens unsere Liebe zur Kirche und zweitens — unsere Macht!

Wohl ist diese Macht des kirchlichen Liberalismus zum großen Teil noch eine latente. Das liegt in erster Linie daran, daß jahrzehntelang der Mehltau des Materialismus über dem Denken der Gebildeten lag aber inzwischen ist es ganz anderes geistiges Wetter geworden. Gewitterstürme haben Luft und Baum und Strauch gereinigt, und es regt sich allenthalben ein neuer religiöser Idealismus. Schon merkt man seine Aktivität auch in der kirchlichen Gemeinschaft. Und wenn die Konsistorien ihn noch schneller und flinker in Aktion sehen wollen, dann mögen sie sich nur Münster zum Vorbild nehmen!

Wir beklagen die „Fälle“ wahrlich nicht um des Liberalismus willen. Den stärken sie nur. Einfach nach dem religiösen Lebensgesetz, daß jede juristisch-formale Überwindung eines religiösen Gegners dessen religiöse Position stärken muß! Die Orthodoxie predigt doch so gern von den Märtyrern der alten Tage. Merkwürdig, daß sie aus ihren Predigten über Vergangenes so wenig für das gegenwärtige Leben lernt! Warum macht sie uns Märtyrer?

Aber vielleicht sagt sich das alles, zumal es so nahe und offen am Wege liegt, auch das westfälische Konsistorium. Und wenn es dennoch, ohne jeden Kläger, zum Glaubensrichter an César wird und sich trotz seiner amtlichen Superiorität geistig-religiös der Gemeinde von Reinoldi gegenüber als inferior erweist, so heißt vielleicht die Lösung des ganzen Rätsels: Traub!

Pfarrer Traub ist Vorsitzender des Reinoldi-Presbyteriums. Er hat eine starke liberale Bewegung mit eigenem Wochenblatt in Rheinland-Westfalen organisiert, er ist einer der führenden Geister im neuen kirchlichen Liberalismus, freiheitlich und sozial, Wissenschaftler und Volksmann zugleich, und keiner Schablone sich anpassend. Schon hat man einen „Fall Traub“ konstruieren wollen. Im „Reichsboten“ stieg wohl der Versuchsballon dazu. Aber man wagte nicht recht und wußte vielleicht auch nicht recht, wie. Nun fürchtete man wohl, daß César noch die Stellung Traubs verstärken würde und damit den Liberalismus und seine Vorwärtsbewegung? Wollte man dem Einhalt gebieten? Glaubt man wirklich, auf diese ungeistige Weise die Geister hemmen zu können?

Und ist es wirklich das Amt eines evangelischen Konsistoriums, solche Geister, wie Traub, zu hemmen? Wenn diesem Manne, trotz seiner ausgesprochenen freiheitlichen und sozialen Auffassungen, die ganze „vergrößerte Gemeindevertretung“, Orthodoxe, Gemeinschaftsleute und Liberale, im Fall César zur Seite treten und das doch wohl von ihm verfaßte Exposé an den Oberkirchenrat nach Berlin mit allen gegen eine Stimme fordern, dann ist das ein so vortreffliches Zeugnis für sein wahrhaft religiöses Wirken, für seine Begabung, eine Gemeinde zu innerer religiöser Vornehmheit hin und fort und weg von aller Ketzerrichterei und Glaubensüberhebung zu erziehen, daß ein Königliches Konsistorium hingehen und ein Gleiches lernen sollte für seinen Dienst am Ganzen!

Wir hoffen, daß der Berliner Oberkirchenrat ähnlich denken, empfinden und urteilen wird. Aber wie auch sein Schlußentscheid ausfallen mag, für Dortmund und für uns alle heißt es unter allen Umständen: Kein Austritt, sondern unverdrossene Weiterarbeit im Dienste der Freiheit und des Evangeliums!

Aktenstücke zum Fall César.

II.

Die Liebe Christi hat den „Reichsboten“ gedrungen, in höhnischer Form in einer Zuschrift vom 12. August aus Minden-Ravensberg (Nr. 187) zu fragen: „Die Hauptsache ist, warum veröffentlicht das Presbyterium der Reinoldi-Gemeinde nicht einfach den Wortlaut des Protokolls, das es längst in Händen hat?“ Woher dem Einsender diese Tatsache so genau bekannt war, ist nicht einzusehen, außerdem war er im Irrtum, denn nach einer Erklärung Traubs, die der „Reichsbote“ wortlos, d. h. natürlich gegenüber einem Ketzer, ohne ein Wort des Bedauerns oder der Entschuldigung abdruckt, ist jenes Protokoll eben an diesem 12. August dem Presbyterium von Reinoldi zugegangen.

Über eine vorbildlich liebevolle Behandlung durch die westfälischen Konsistorialräte brauchen sich weder die Dortmunder Gemeinde noch Pfarrer César zu beschweren. Trotz zweimaliger Bitte wird dem Presbyterium von Reinoldi die Mitteilung der Bedenken, die „privatim“ und hinter dem Rücken der Gemeindevertretung an das Konsistorium gelangten und diesen ganzen Fall César veranlaßten, verweigert. Warum denn wohl? Haben die Denunzianten Stillschweigen gefordert? Hört eine Kirchenbehörde auf Elemente, die das Tageslicht scheuen? — Auch Pfarrer César wurde nur die kurze Mitteilung:

„Auf das Schreiben vom 26. Juli erwidern wir Ew. Hochwürden, daß wir keine Veranlassung haben, Ihnen eine Begründung unseres Urteils über Ihre Stellung zu dem Bekenntnisse unserer evangelischen Kirche vorzulegen. Der Reinoldi-Gemeinde in Dortmund haben wir die Gründe für die Nichtbestätigung der von ihr getätigten Pfarrwahl amtlich bekannt gemacht.“

Eine Kopie zu übersenden wäre ja nett und höflich gewesen, -- aber es handelte sich ja bloß um einen Pastor!

Das Protokoll wird vom Konsistorium jetzt wiedergegeben mit folgendem Wortlaut:

Mit Bezug auf die veröffentlichte Erklärung des Pfarrers César aus Wiesenthal zu dem mit ihm am 22. Juni d. Js. von uns abgehaltenen Kolloquium und dem darüber aufgenommenen Protokoll senden wir dem Presbyterium Abschrift des letzteren zur Kenntnis. Wir bemerken dabei, daß die Vorlesung des Protokolls in Gegenwart des Pfarrers César nach einer mehr als zweistündigen Mittagspause erfolgt ist und der Pfarrer César dabei auf wiederholtes Befragen erklärt hat, daß seine Meinung richtig wiedergegeben sei.

Münster, den 7. August 1906. gez. von Sydow.

(Dortmund, erhalten 12. August 1906.)

Abschrift.

Verhandelt
Münster den 22. Juni 1906.

Pfarrer César, der in der Weimarschen Landeskirche angestellt ist, wurde in dem Kolloquium, welches nach Beschluß des Konsistoriums vom 12. Juni 1906 durch Herrn Generalsuperintendent Zoellner und die beiden geistlichen Räte, Herren Konsistorialräte Zilleßen und Culemann, mit ihm gehalten wurde, zunächst befragt, auf welche Bekenntnisse der evangelischen Kirche er bei seiner Ordination verpflichtet sei. Er nannte die Conf. Aug. invariata
die Schmalkaldischen Artikeln
die Apologie
den kleinen und großen Katechismus
quatenus cum sacr. script. consentaneunt.

Darauf wurden ihm die drei Bekenntnis-Paragraphen der Kirchenordnung für Rheinland und Westfalen vorgelesen. Er erklärte sich bereit, in den Dienst der unierten preußischen Landeskirche einzutreten.

Auf die Frage, wie er die Verpflichtung auf die Schrift und die Bekenntnisse auffasse, erklärte er, „daß er sie als die Grundlage für seine Amtsführung ansehe, vorausgesetzt, daß sie evangelisch ausgelegt würden, d. h. im Geiste Jesu Christi, der bei den verschiedenen neutestamentlichen Schriftstellern derselbe sei; daß er keine Aufstellungen der letzteren als nicht verpflichtend und bindend von diesem Gesichtspunkte aus ablehne. Hinsichtlich der Geltung der Bekenntnisschriften verweist er auf den Eingang der Konkordienformel, nach welchem diese nicht eine richterliche Stellung beanspruchten, sondern eine Bezeugung der Heilswahrheit sein wollten. Der wesentliche Inhalt der Bekenntnisse stimme mit dem wesentlichen Inhalt der Schrift überein und sei seine persönliche Glaubensüberzeugung.“

Nach seiner Stellung zu den im zweiten Artikel des Apost. genannten Heilstatsachen gefragt, erklärte er folgendes: „Es ist mir gewiß, daß die Jünger den Herrn als Auferstandenen gesehen haben. Diesem Sehen liegt nicht die objektive Tatsache der leibhaftigen Auferstehung Christi zugrunde, sondern gottgewirkte Erscheinungen.“

Die Tatsache des leeren Grabes, die Verklärung des in das Grab gelegten Leibes Christi werden ausdrücklich abgelehnt. Gott hat den Herrn den Jüngern als den Lebendigen gezeigt. Jesus ist unmittelbar nach dem Tode zu Gott gegangen und lebt bei Gott als der Herr. Der Leib Christi dagegen ist im Grabe geblieben. Die Berichte über die Auferstehung und die Erscheinungen des Auferstandenen werden als ungeschichtlich hingestellt, als Versuche der Jünger, das, was ihnen Glaubenswahrheit war, jedem faßlich darzustellen und alle Einwendungen dagegen zu widerlegen, „als menschliche Erklärungsversuche des Unfaßbaren".

Der Bericht über die Himmelfahrt — Ap. G. 1 — ist ungeschichtlich. Die Himmelfahrt Christi besteht in dem leiblosen Hingang zum Vater, der im Tode erfolgte. In bezug auf die Wiederkunft Jesu zum Gericht erklärte Pfarrer César, daß es ihm zwar sicher sei, daß wir vor seinem Richterstuhl stehen werden, er aber nicht sagen könne, ob wir zu ihm kommen oder er zu uns. Der Herr sei beständig am Wiederkommen in seiner geistigen Wirksamkeit und damit vollziehe sich sein Gericht und sein Sieg. Daß sich diese Gerichte schließlich zu einem Endgericht verdichten können, wolle er nicht leugnen, aber die Form, in welcher in der heil. Schrift dies letztere vorgestellt werde, hinge mit dem alten Weltbilde zusammen, und sei, da dieses gefallen, für ihn unannehmbar, so besonders die sichtbare Wiederkehr des erhöhten Christus.

In bezug auf seine Stellung zur Paulinischen Christologie (Phil. 2, Röm. 8) gefragt, bestreitet er die Präexistenz der Person Christi und läßt nur die Präexistenz der Idee stehen. Christus ist geboren wie jeder andere Mensch, die jungfräuliche Geburt wird ausdrücklich abgelehnt. Zwischen ihm und den Propheten ist nur ein gradweiser Unterschied. Gott hat ihn sonderlich erkoren und ausgerüstet. Der Mensch Jesus ist als der erste zu seinem Kindschafts-Bewußtsein Gott gegenüber gekommen, das bei ihm ursprünglich, bei uns abgeleitet ist.

Mit Bezug auf den Hinweis auf eine Stelle in seiner Clausurarbeit (1. Anlage) erklärte er, daß er heute das „für Euch" in ganz anderer Weise betone wie damals. Christi ganzes Leben sei eine beständige Hingabe an die in Sünden verlorene Menschheit. Jesus selbst hatte zwar die Möglichkeit zu sündigen, diese ist aber nie und in keiner Weise bei ihm zur Wirklichkeit geworden. Wir alle haben von Geburt an ein schweres Erbteil zu tragen, das für unsere ganze Entwicklung mitbestimmend ist. Diese Erbsünde, die aber nicht mit der August. als Erbschuld gewertet werden darf, haftet auch Christo an. Diese Versuchungen in seinem Leben haben einen Stützpunkt in seinem Fleische, d. h. in seiner sinnlichen Naturbestimmtheit gehabt, und die uns zum Sündigen zwingende Gewalt, welche auf der Grundlage der Vererbung in uns wirksam ist, war auch in ihm, aber er hat alle Versuchungen überwunden.

Den Heilswert des Todes Christi sieht Pfarrer César in einem Dreifachen:

1. er ist das Siegel unter sein Lebenswerk, in dem er durch seinen Tod den höchsten Beweis für die Wahrheit dessen, was er gelebt und gelehrt hat, erbrachte;
2. durch das bis in den Tod festgehaltene und durch den Tod bewährte Vertrauen zu Gott wird sein Tod der Weg zum Siege, seine Sache wird nicht untergehen, sondern gerade so siegen;
3. Jesu Tod war ein freiwillig übernommenes Erlebnis und als solches der höchste Liebesbeweis, den er den Seinen geben konnte, da er ihn erlitt, um alles, was er gebracht hatte, zu erhalten und beweiskräftig zu machen. So gibt er uns die Gewißheit der Wahrheit seiner Lehre und ist zugleich für uns Vorbild und eine Quelle der Kraft zu gleicher Hingabe.

Befragt nach seiner Stellung zur Paulinischen Versöhnungslehre, die unter Hinweis auf 2. Korinther 5 und Römer 3 als Lehre von der satisfactio vicaria formuliert wird, erklärt er, daß er diese Lehre, daß der Tod Christi für Gottes Liebe notwendig gewesen sei, um ihr unsere Begnadigung zu ermöglichen, ablehnen müsse.

Die Wirksamkeit des erhöhten Christus sieht er nicht an als eine lediglich geschichtlich vermittelte Beziehung, wie sie zwischen Geistesheroen der Vergangenheit und uns etwa besteht, sondern als eine direkte Wirkung derselben in unserem Herzen. Wenn wir zu ihm beten — und er übe das Gebet zu dem Erhöhten selbst, — so könne der Herr Frieden, Kraft und dergl. in unser Herz legen. Aber wir können weder von ihm, noch von dem Vater durch unser Gebet Eingriffe in den äußeren Weltlauf bewirken. Gott setzt die von ihm gegebenen Naturgesetze, nach denen er den Weltlauf leitet, nie außer Kraft. Diese Gesetze sind so geordnet, daß es keiner Durchbrechung derselben bedarf.

Wunder in dem Sinne, daß Gott die Naturgesetze durchbricht, gibt es nicht. Die Heilswunder Jesu sind durch seelische Beeinflussungen des Herrn zu erklären. Jairi Töchterlein und der Jüngling zu Nain waren scheintot. Die Auferweckung des Lazarus ist ungeschichtlich. Vielfach sind die Wundererzählungen nur die Einkleidung von religiösen Ideen und bestehen aus geschichtlichen Erinnerungen und legendenhaften, das Wunderbare eintragenden Zusätzen.

Seine Auffassung vom rechtfertigenden Glauben, definierte Pfarrer César dahin: Der rechtfertigende Glaube ist einerseits die Annahme der uns in Christo begegnenden Liebe Gottes und andererseits Hingabe an Gott und so diejenige innere sittliche Tat, um deretwillen uns Gott als gerecht ansieht.

Trotz der obigen Abweichungen von den Lehren der heiligen Schrift und der Bekenntnisse glaubt Pfarrer César doch den Satz aufrecht erhalten zu können, daß er sich an sie als Grundlage halte, sofern sie im Geiste Christi ausgelegt und verstanden werden. Die Abweichungen scheinen ihm vom religiös-sittlichen Standpunkte aus nicht wesentlich zu sein. Unter Offenbarung versteht er die Selbstmitteilung Gottes an die Menschen, die sich vollzieht in einer transzendenten Einwirkung Gottes auf den Geist der Offenbarungsorgane. Die Gotteserkenntnis ist nicht lediglich Produkt menschlichen Suchens. Der pantheistische Gottesbegriff wird dabei abgewiesen.

V. g. u.
gez. César
a. u. s.
gez.: Zoellner Zilleßen Culemann.

Nachrichten.

Universität. Der Doktor der Theologie, Konsistorialrat Enders, Herausgeber des „Lutherschen Briefwechsels" in der Erlanger Ausgabe, ist im Alter von 72 Jahren gestorben. — Pfarrer G. Fulliquet-Lyon ist als Nachfolger Gaston Frommels auf den dogmatischen Lehrstuhl berufen worden. — Lic. Dr. Böhmer a. o. Professor für Kirchengeschichte in Bern und Direktor des Studienhauses (aus dessen Direktorat man seinerzeit Professor Weinel heraus zu komplimentieren versuchte, dessen „gläubiger" Ersatz dann B. war), ist zum ordentlichen Professor und von der Leipziger Theologenfakultät zum Doktor der Theologie ernannt worden. — Lic. Christof Schrempf ist zum Privatdozenten für Philosophie an der Technischen Hochschule in Stuttgart zugelassen worden.

Apostolikum. In Elberfeld faßten die „Freunde der evangelischen Freiheit" folgenden Beschluß: „Wir verlangen im Interesse der Wahrhaftigkeit der Konfirmationsfeier Beseitigung der jetzt infolge des Bekenntniszwanges bestehenden Notlage.

Vom Altkatholizismus. Der von der Synode der Altkatholiken zum Bischof gewählte Pfarrer Demmel in Bonn hat die Bischofsweihe am 26. Juli durch den Erzbischof Gul von Utrecht, Bischof Dr. Eduard Herzog von Bern und Bischof Spit von Deventer erhalten.

Vereine und Versammlungen.

Augsburg. 24.—28. September. Gustav Adolf-Fest. Dienstag, den 25. September, vorm. 9 Uhr: Jahresversammlung des Hauptvereins der Gustav Adolf-Stiftung für Bayern diesseits des Rheins im Saale des „Schießgrabens", Schießgrabenstraße 14. — 10. Diaspora-Anstalten-Konferenz im „Schießgraben", Schießgrabenstraße 14. — Nachmittags 3 Uhr: Öffentliche Begrüßung der Hauptversammlung im „Goldenen Saale" des Rathauses. 1. Begrüßung. 2. Erwiderung durch den Vorsitzenden des Zentralvorstandes, Herrn Geh. Kirchenrat D. Pank aus Leipzig. Anschließend ebenda „Erste nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten". — Abends 6 Uhr: Abendgottesdienste. In der St. Annakirche: Festprediger Herr Professor D. Häring-Tübingen; in der Barfüßerkirche: Festprediger Herr Pfarrer Lembert-München. In der St. Annakirche nach Schluß der Predigt Übergabe der Vasa sacra durch Herrn Pfarrer und Senior Hans-Augsburg an den Zentralvorstand, vertreten durch Herrn Generalsuperintendent D. Pfeiffer-Kassel. — Abends 8 Uhr: Öffentliche volkstümliche Versammlung der Mitglieder und Freunde des Gustav Adolf-Vereins im Herrlesaal, Singerstraße 15, geleitet von Herrn Prof. Lic. Rendtorff-Preetz, Mitglied des Zentralvorstandes.

Mittwoch, den 26. September, vormittags 9 Uhr: Festgottesdienst in der Barfüßerkirche: Festprediger Herr Generalsuperintendent D. Kaftan-Kiel. — Mittags 12 Uhr: Erste öffentliche Hauptversammlung im „Schießgraben" (Damen haben Zutritt). — Nachmittags 4 Uhr: Kindergottesdienst in der Heil. Kreuzkirche, gehalten von Herrn Pastor Zauleck-Bremen. — Nachmittags 5 Uhr: Zweite nichtöffentliche Versammlung der Abgeordneten im Saale des Gasthofs „Zu den drei Mohren". — Abends 8 Uhr: Öffentliche volkstümliche Abendversammlungen im „Schießgraben", Schießgrabenstraße 14 und im Herrlesaal, Singerstraße 15 (Damen haben Zutritt).

Donnerstag, den 17. September, vormittags 9 Uhr: Zweite öffentliche Hauptversammlung im „Schießgraben" (Damen haben Zutritt).

Leipzig und Augsburg, im August 1906.

Der Zentralvorstand
des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung.
Geh. Kirchenrat D. Pank, Vorsitzender. Superintendent D. Hartung, Schriftführer. Konsul Krause, Kassierer.

Jena. Theologischer Kursus am 23. und 24. Oktober: Dreistündige Vorlesungen von Geh. Hofrat Prof. D. Dr. Eucken über die Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart, Professor Lic. Weinel über Wellhausens Ansichten über die Quellen unserer Evangelien, ihr gegenseitiges Verhältnis und ihren Wert, Professor Lic. Lietzmann über den Ertrag der letzten Lutherdebatte. Programme sind von Mitte September an durch Diakonus Arper in Weimar zu beziehen.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag des Protestantenblattes, Schöneberg-Berlin, Hohenfriedbergstr. 15. Druck von Carl Schünemann, Bremen.